



Berlin, den 15. März 1902.

Saturnalien.

Heinrich von Preußen ist auf dem Heimweg nach Europa. Er hat das Recht, müde zu sein. Selbst für den in Pullmans Luxuswagen Reisenden bleiben sechstausend Kilometer eine hübsche Wegstrecke; und jeden Tag dejeuneren, diniren, soupiren, Vereinsauschüsse empfangen, Konzerte anhören, jeden Tag mindestens eine Rede halten: nur ein Kerngesunder darf sich solche Leistung zumuthen. In den officiösen — also in fast allen berliner — Blättern las man denn auch die ergebensten Lobsprüche; die Widerstandsfähigkeit des Prinzen sei geradezu bewundernswerth. Hier stößt des Betrachters Blick schon auf eine Erscheinung, die, als ein Symptom neuer politischer Sitte, zu kurzem Verweilen ladet. Früher suchten die zur Leitung der Staatsgeschäfte Berufenen Schwierigkeiten zu meiden und für unvermeidliche die Volkskraft zu schonen. Jetzt wird im Deutschen Reich Politik getrieben, als gälte es den Sieg in einer Steeple-Chase; künstlich werden Hocken und Gräben, Hügel, Bäche und Zäune geschaffen und der gedruckte Jubel ist dann jedesmal groß, wenn Mann und Roß die selbst bereiteten Hindernisse nehmen. Das haben wir seit zwölf Jahren recht oft erlebt. Bismarck wird ungnädig entlassen, den Höfen und Diplomaten der Verkehr mit ihm untersagt und bald darauf werden die stärksten Künste angewandt, um ein wenigstens äußerlich korrektes Verhältniß zu dem jäh Gestürzten herzustellen. Ohne die allergeringste Nöthigung werden die Kornzölle, an die allmählich der wüthendste Cobdenit, sogar der unsfindbare Nichtsalkonsument sich gewöhnt hatte, herabgesetzt und zwei Lustren später kostet

es, nach einer verwirrenden, alle politische Arbeit lähmenden Agitation, die größte Mühe, die „rettende That“ wieder rückgängig zu machen. Ein Heer, das die Hauptschuldigen strafen soll, wird nach China geschickt und unter Fährlichkeiten einem deutschen Marschall der Oberbefehl zugesprochen; keinem der Hauptschuldigen wird ein Haar gekrümmt, der Oberbefehl wird nicht anerkannt, schließlich ist Jeder froh, wenn die Sache ohne allzu üble Folgen bleibt, und der neckische Herr, der für die Politik verantwortlich ist, nennt die Anstifterin des Vögeraufstandes, die er vernichten wollte, „eine sehr intelligente Dame“ und tröstet die solchen Sonntagspaulanderer würdige Hörerschaft mit der Hoffnung, nach den Regionen auch die Millionen eines Tages wiederzusehen, die der tragikomische Kreuzzug verschlungen hat. Wars etwa nicht schwer, den trollenden Genius des Sachsenwaldes ins Schloß zu bringen, die Agrarier für eine Weile zu beschwichtigen und ohne allzu sichtbare Schlappe aus Ostasien die Rückzugslinie zu finden? Nicht schwer, im Verkehr mit Buren und Briten, Russen und Yankees, Polen und Welsen heute bis auf die letzte Spur zu vernichten, was gestern aus Worten des Zorns und der Zärtlichkeit mühsam gezimmert ward? Schwer mag gewesen sein; nur war es eben unnöthig, war nutzlos verthener Aufwand. Und der Staatsmann, der für solche Penelopeleistung Beifall erwartet, hat nie gelernt, daß der Große sich nicht ohne großen Gegenstand regt. Die gute Censur, die Prinz Heinrich jetzt bekommt, weil er bei Banketten, auf der Eisenbahn, vor Gesangsvereinen und Photographen die frohe Laune bewahrt und außer einer Heiserkeit kein Ungemach mitgenommen hat, zeigt an einem kleinen und deshalb leicht zu überschauenden Beispiel das ganze System. Man müßte den Bruder des Kaisers loben, wenn er seine Bequemlichkeit dem Dienst einer großen Sache geopfert hätte; solchen Dienst fordert das Volk von seinen Fürsten, für solchen Dienst sollen sie ihre Kraft sparen. Wars aber nöthig, im Galopptempo des seligen Herrn Phileas Fogg durch die Vereinigten Staaten zu eilen? Ein Prinz hat doch Zeit; und ein Admiral braucht auf dem Lande keinen früheren Reford zu schlagen. Paul Bourget war acht Monate lang in Amerika, hatte vorher die Bücher von Tocqueville und Bryce mit heißem Bemühen studirt und mußte nach seiner Rückkehr dennoch gestehen, er habe nur Momentbilder, nur eine zu abschließendem Urtheil untaugliche Vision des jungen Riesenreiches heimgebracht. Prinz Heinrich wäre gewiß gern länger drüben geblieben und hätte die Wurzeln der neuen Macht gesucht, deren tropisch schnelles Wachsthum die Weltwirthschaft spürt. Viel hat der geplagte Herr nun nicht gesehen. Vom Salonwagen und vom Ehren-

lig an Festtafeln aus kann auch der Scharfsichtigste kein Land kennen lernen. Doch war dem Prinzen ja nicht die Aufgabe gestellt, die ökonomische Kraft Amerikas zu erforschen; um Alles, was Europa bedroht, um Getreidebau und Viehzucht, Produktion und Exportmöglichkeit von Kohle und Eisen, Kartellbildung, Rbedereimonopol und Trusttyrannis, brauchte er sich nicht zu kümmern. Er sollte, nach eigener Aussage, „Augen und Ohren möglichst weit öffnen und so wenig wie möglich sprechen“. Nicht uns steht ein Urtheil darüber zu, ob der persönliche Zweck der Silreise erreicht worden ist; und besonderen Dank für die Ueberwindung selbst geschaffener Schwierigkeiten wird ein in ganz anderen Strapazen gestählter Seemann gewiß nicht erwarten.

Das Hindernißrennen geht weiter; und über ein Kleines werden wir vielleicht hören, man dürfe nicht behaupten, daß die kostspielige Aktion Deutschland geschadet habe. Der Weisheit unserer Regierung sei ja gelungen, alle unangenehmen Folgen zu beseitigen und den status quo ante wiederherzustellen. So pflegen die großen weltpolitischen Ereignisse bei uns zu enden.

... Mancher Leser des Berliner Lokalanzeigers, des einzigen Blattes, das ausführliche — sehr oft freilich läppische — Berichte über die Pathenfahrt brachte, mag gestaunt haben, als er am vierten März in einem new-yorker Telegramm las: „Wenn es auch richtig ist, daß die hiesige Presse über die Prinzenreise wenig und Dies an wenig hervorragender Stelle bringt, so trägt dazu doch wesentlich das Prinzip bei, Dinge, die nicht mehr das aktuellste Tagesinteresse beanspruchen, stets beiläufig zu behandeln. In politischen Kreisen außerhalb der Presse steht man genau wie zuvor zu der Prinzenreise. Das heißt: mit abwartender Sympathie, deren Befestigung durch den Takt des Prinzen auch nicht durch hämischen Klatsch von gewisser Seite erschüttert werden kann. In diesen speziell amerikanischen Kreisen herrscht allerdings häufig die Ansicht, daß vielleicht ein bedeutenderer Anlaß zu der Prinzenreise hätte gewählt werden können. Sie betrachten sich selbstverständlich als den gesuchten und gebenden Theil, erkennen aber genug ihren eigenen Vorthail, um ihrer Rolle nicht abhold zu sein.“ Wer diese mit Wenn und Aber gefütterten Sätze aus der Schmocksprache ins Deutsche überträgt, merkt: die Reiserportage ist den rasch lebenden Amerikanern nach ein paar Tagen langweilig geworden; aus den „politischen Kreisen“ wurde den überschwänglich Hoffenden abgeminkt; der Nativistenhaß gegen die Deutschen und die vom Prinzen vielfach ausgezeichneten „Amerikaner mit dem Bindestrich“ regte sich wieder; und in der herrschenden Großbourgeoisie blieb das Gefühl zurück, eine schmeichelhafte Huldigung erlebt zu haben, die am Ende auch noch ein-

träglich werden könne. Der Prinz muß selbst diese Stimmung empfunden haben. Er kühlte das Feuer seiner Rede und sprach sogar von dem Bankett der Journalisten, deren Gast er gewesen war und denen er in einem vom Blatt gelesenen Toast den Rang Kommandirender Generale verliehen hatte, nun mit spöttisch gerümpfter Lippe als von einem „Masseninterview“, das er, mit Rücksicht auf seinen Reisezweck, geduldig ertragen habe. Die Wirthe werden von diesem seltsamen Tafelphilos eines Enttäuschten nicht sehr erbaut gewesen sein. Trotzdem: im Ganzen ist die Art, wie die deutschen Gäste aufgenommen wurden, dankbar anzuerkennen. Die Amerikaner haben dem Hohenzollern gute Tage bereitet. Das war zu erwarten. Erstens darf jeder Besucher von einigem Ruf, mag er Bourget, Pili Lehmann oder nur Goldberger heißen, drüben stets des besten Empfanges sicher sein. Zweitens ist in dem Lande, wo Mrs. Humberg gern einen Baron als Portier und Mr. Snob einen Grafen als Schwiegervater miethet, ein Prinz aus königlichem Hause noch immer eine „Sehenswürdigkeit“, eine great attraction, die jeder Vanderbilt, Astor oder Armour einmal in seinen vier Wänden haben, jeder von Fortunens Gunst nicht so Gehüschelte von fern wenigstens begaffen

Artigkeiten gespendet, daß ihnen für ein Weilchen warm ums Herz werden mußte. I want your friendship, „ich komme, Ihnen die Freundschaft meines kaiserlichen Bruders anzubieten“: Das war eins seiner ersten Worte; und er blieb lange in dieser Tonart. Leise nur klang das Echo wider, — so leise, daß man beinahewünschen mochte, die Freundschaft wäre nicht so seemännisch offen angeboten worden. Vor der Landung telegraphirte der Prinz an den Präsidenten Roosevelt: „Ich hoffe, daß der Gesundheitszustand des jungen Herrn Roosevelt günstig fortschreitet, und wünsche ihm baldige Genesung. Gestatten Sie mir, Sie und das amerikanische Volk zu dem heutigen Gedächtnistage von Washingtons Geburt zu beglückwünschen. Ich bedaure sehr, Sie durch eine verspätete Ankunft zu enttäuschen, die durch schwere, anhaltende Weststürme veranlaßt wurde, und sehe mit Freude der Zusammenkunft mit Ihnen entgegen“. Die Antwort des Präsidenten war knapper gehalten: „Ich nehme Ihren herzlichen Gruß bei Ihrer glücklichen Ankunft an und danke im Namen des amerikanischen Volkes für die Mittheilung. Ich freue mich darauf, Sie morgen persönlich kennen zu lernen.“ Kein Wort von dem jungen Herrn Roosevelt — den der Prinz später dennoch im Krankenzimmer besuchte —, von Washington, von Enttäuschung und Sturmgefahr. Dem Fräulein Roosevelt wurden Ehren erwiesen, wie selbst auf den Höhepunkten der

franko-russischen Freundschaft nie der Frau oder Tochter eines Präsidenten. Am Frühstückstisch schrieb Miß Alice dann an den Deutschen Kaiser: „Meteor ist glücklich vom Stapel gelaufen. Ich gratulire Ihnen, danke für die mir erwiesene Liebenswürdigkeit und sende Ihnen meine besten Wünsche.“ Das Telegramm, bei dessen Stilisirung Vater und Mutter dem Fräulein geholfen hatten, konnte nicht anders abgefaßt sein, wenn der Besizer der getauften Rennpacht Smith oder Cohn hieß. Neigung zu byzantinischer Knechtsfälligkeit darf man den Amerikanern nun nicht mehr nachsagen; sie haben ihrer Republikanerwürde nicht das Geringste vergeben. Fast jeder Redner erinnerte den Prinzen an die Auszeichnung, die ihm gewährt werde, der Mayor so gut wie der Zeitungschreiber. Ein Staatssekretär rief ihm fordtal zu: „Bei Ihrer Tüchtigkeit hätten Sie als Bürger der Vereinigten Staaten sicher zum Bürgermeister, vielleicht sogar zum Chef der Marineverwaltung gebracht!“ Zimmer wurde von Deutschland als von der Heimath großer Denker und Dichter gesprochen, nie von einem eingebornen Amerikaner den Thaten Wilhelms des Zweiten ein Hymnus angestimmt. Die ganze Haltung der beamteten Volksrepräsentanten mußte den Betrachter mit Achtung erfüllen. Zu bedauern blieb nur, daß Herr von Holleben, der Botschafter — der vor versammeltem Kriegsvolk seinen Rücken vom Prinzen als Schreibpult benutzen ließ —, dem Bruder seines Kaisers nicht gleich im Hafen gesagt hatte, welchen Temperaturgrad festlicher Rednerei er zu erwarten habe; dann wäre die Dissonanz in den von Wirthen und Gast angeschlagenen Tönen von vorn herein vermieden worden. Prinz Heinrich scheint leicht entzündlichen Sinnes; in der Adventzeit des Jahres 1897 sah er auf seines Bruders Haupt eine Dornenkrone und zog aus, „das Evangelium Eurer Majestät erhabener Person zu predigen“; und jetzt noch ist er von der Höflichkeit der französischen Regierung, die im vorigen Jahr seine Post von Bord holen ließ, so gerührt, daß er einem Hasenlootfen in Cherbourg sein dankbares Hertz ausschüttete und ihn bat, seiner Gefühle Dolmetsch in Frankreich zu sein. Solche Lebhaftigkeit des Empfindens ist rühmenswerth. Nur sollte sie bei politischen Missionen von kluger Diplomatenkunst der Landessitte angepaßt werden. Rascher Wechsel der Temperaturen führt leicht zu Erkältungen.

Die Amerikaner können zufrieden sein. Als sie den verkümmerten Sprossen des Eid Campeador die Kolonien wegnahmen, tönten aus Europa Flüche zu ihnen übers Weltmeer; jetzt hat die stärkste Militärmacht Europas ihnen gehuldigt, wie aus Westen die Fürsten einst der neuen, üppigen Macht von Byzanz, und die deutsche Bedientenpresse hat ihnen Wochen lang Jubel-

lieder gesungen. Einen sichtbareren — und billigeren — Triumph kann kein Volk sich wünschen. Und dem ersten Akt des Schauspiels werden andere folgen. Schon hat der Judge, der „Kladderadatsch“ von New York, ein Bild gebracht, auf dem in der Haltung eines Supplikanten der Deutsche Kaiser mit dem gierig den großen Mund aufreißenden John Bull um die Gunst des Herrn Roosevelt konkurriert und das die Unterschrift trägt: „Treibt Furcht oder Liebe diese Nebenbuhler? Das ist Wigblattstil, der die Absicht des Kaisers entstellen muß, uns aber erkennen lehrt, wie das heiße Werben von Uncle Sam aufgefaßt wird. Den Weg des Prinzen von Preußen werden bald wahrscheinlich Großfürsten und Herzoge gehen und jeder Fürstenbesuch wird das berechtigte Selbstgefühl der unterm Sternenbanner Wohnenden steigern. Deshalb war der Versuch, die Laufreise zu einem weltgeschichtlichen Ereigniß aufzubauschen, ein politischer Fehler. Gegen den Plan war nichts einzuwenden, so lange man ihn als private Höflichkeit des Kaisers nahm und sich mit der Hoffnung beschied, die frische Regsamkeit des englisch erzogenen Preußenprinzen werde den Dollarfraten drüben gefallen. Nur durfte man der Sportfahrt nicht das Gedröhn einer Staatsaktion geben. Die Amerikaner sind nüchterne Leute, die sich nicht vorstellen können, ihrer schönen Augen wegen werbe ein Fremder um ihre Freundschaft. Sie sind viel tiefer kultiviert, als das Europäervorurtheil glaubt, aber, wie selbst die genialsten Emporkömmlinge, von dem Hang zu Ueberhebung nicht frei. Graf Bälow sieht zwar „selbst in der fernsten Zukunft keinen Punkt, an dem die Wege der Deutschen und Amerikaner einander durchkreuzen könnten“; wer aber nicht unter so ewig blauem Himmel lebt wie dieser Beneidenswerthe, Der weiß auch, daß wir längst vor solchem Kreuzungspunkt stehen und daß von dem Tag dieses Zusammentreffens der größte Theil unserer wirthschaftlichen Nothe stammt. Amerika will — und muß vielleicht, um nicht im Fetz zu ersticken — Europa mit den Machtmitteln des Kapitalismus unterjochen. Es hat überfließendes Geld, besseren Boden, billigere Kohle und kann bei der Lieferung fast aller Massengebrauchsgüter den älteren Produzenten unterbieten. Solche Urzeugerkraft, nicht die Wörserbatterie eines armsäligen Dardanellenforts, öffnet heute die Thore zur Weltherrschaft. Und in der Stunde, wo wir allen Grund hätten, uns diesem furchtbaren Bedränger stolz, lähn und namentlich lähn zu zeigen, umschmeicheln wir ihn und geben, statt uns mit den Nachbarn zu einem widerstandsfähigen Wehrbund zusammenzuschließen, das Zeichen zu hastigem Wettlauf um des eiteln Riesen Gunst.

Auch diese selbst geschaffene Schwierigkeit wird die Weisheit der uns

Regirenden überwinden, für überwunden erklären. Sie sorgen für Abwechslung, verbrennen heute, was sie gestern anbeteten, und werden morgen die Asche durchstöbern, um unter den verkohlten Resten einen neuen Fetisch zu finden.

Die Amerikaner können lachen. Wer aber hörte je die Schaar jauchzen, die hinter des Weltbezwinners Schimmelwagen durch die Porta Triumphalis dem Kapitol zuschritt? Dürfen wir wirklich frohlocken, weil Amerika triumphirt? Wir haben Freundschaft angeboten und sorgsam abgemessene Höflichkeit als Antwort bekommen. Wir haben zärtlich hinübergewinkt und mit allzu stürmischem Eifer die Spottsucht der Zuschauer geweckt. Und ein Jubel schallt durch das Land, als sei eben das Palladium der Volkheit gerettet worden. . . Die alten Bräuche erben sich länger von Geschlecht zu Geschlecht, als unser moderner Hochmuth wähnte. In jedem Jahr tauschten für eine Woche in Rom die Günstlinge und die Stieffinder des Glückes die Rollen. Den Gefangenen wurde die Kette gelöst, die Sklaven praßten an voller Tafel, hatten die Herren von gestern und morgen als gehorsame Diener hinter sich und alle derben und feinen Bande sozialer Zucht waren für die Festtage abgestreift. Die sehnsüchtige Erinnerung an das Goldene Zeitalter ward so gefeiert, das Saturnus-Kronos den Latiern übers Meer gebracht haben sollte. Die Reichen beschwichtigten ihr Gewissen durch milde Gaben, durch Speisung der Darbenden und erkaufte spielend für ein neues Jahr die Gewaltrechte des Sklavenhalters. Da, im zweiten Dezemberdrittel, entstand zuerst vielleicht die Weihnachtstimmung, die heute noch den härtesten Ausbeutern das gläubige Herze rührt und sie treibt, mit Opfergeschenken Ablasszettel und Dankjagung einzuhandeln. Saturnalien nennt man seitdem die Feste, deren Hauptwirkung in einer Verkehrung der Alltagswelt beruht. Sind sie uns wiedergekehrt? Jo triumpho! schallt es herüber; Jo Saturnalia! hallt es zurück. Ist während des Werbens um Republikanerfreundschaft die Sehnsucht nach den entschwundenen Tagen kornischer Freiheit und Gleichheit erwacht? Die Zahl der Hungernden wächst, die alten Exportgebiete sperren sich unserem Handel, ganze Stände zittern vor der Gefahr, über Nacht ins Proletariat hinabzusinken: wir aber jauchzen brünstig der Sonne zu, deren erstes Leuchten dräuend eine neue Welt färbt. Jedes Wort, das der Repräsentant der Deutschen zu den Söhnen Washingtons gesprochen hat, lehrt uns den Unterschied ihrer und unserer Volksrechte, Volksmächte fühlen. Und wir zischen das Freudengebrüll nicht zur Ruhe. Jo Saturnalia! . . . Es muß wohl so sein. Einmal mindestens in jedem Jahr muß auch der Germane, der Roms Macht seit Jahrhunderten gebrochen zu haben glaubt, Siege feiern, die sein Segner erschoten hat.

Das Publikum.

Ueber das Publikum sind ganz die selben Vorurtheile verbreitet wie über die Kunst und die Künstler. Und sie haben auch die selbe Ursache in der Verallgemeinerung und Einseitigkeit. Am Ende, meint man, wie von den Helden guter Romane, müssen sie sich kriegen: das Werk und das Publikum. Es kann lange dauern und viele Hindernisse können zu überwinden sein: zuletzt endet es doch, hier mit einer Hochzeit, dort mit einem Erfolg. Und dabei wird das Publikum, wie der weibliche Engel im Roman, zugleich über- und unterschätzt. Als der gerechte Richter muß es sein Urtheil schließlich der Wahrheit zuwenden und dem guten Werk seine Gunst bezeugen. Nun ist aber das Publikum weder ein guter und gerechter noch ein schlechter, sondern überhaupt kein Richter. Das ist die Ueberschätzung. Aber es ist auch kein der Kunst Fremder. Es steht dem Werk so wenig objektiv gegenüber wie der Künstler seinem Stoff. Das Publikum ist ein integrierender Theil der Kunst, wie das Weib für die Liebe und wie Der, mit dem man spricht, für die Rede. Oft steht das Publikum im Verhältnis des Gegensatzes zum Werk; ein großer Theil der Kunst ist polemischer Art. Aber Der, mit dem ich streite, steht meinem Kampf ja auch nicht theilnahmelos, als bloßer Zuschauer, gegenüber. Das Publikum ist auch Etwas wie ein Resonanzboden des künstlerischen Instrumentes. Es ist überhaupt eine Mannichfaltigkeit, nichts Einheitsliches, sondern vielfach Zerklüftetes, und hat, genau wie die Kunst, unendliche Möglichkeiten in sich.

Die abergläubige Vorstellung vom Publikum stammt aus den aristokratischen Zeiten der Kunst, als eine bestimmte Klasse oder Gruppe das eigentliche Kunstpublikum bildete, dessen Geschmack feststand, so daß, wenigstens für gewisse Zeiten, ein ruhiges und sicheres Verhältnis zwischen der Kunst und dem Publikum sich herausbilden konnte. Es war der Hof, die Akademie, eine Jury, die bestimmte, was gut, und, was schlecht war. Hier fiel gute Kunst und erfolgreiche Kunst zusammen. Weil Einer Etwas schuf, das für gut befunden wurde, mehr noch, weil er arbeitete nach Gesetzen und Regeln, die das Gute schon festgesetzt hatten, hatte er auch Erfolg, wurde in diesem Kreise geehrt und mit den hier geltenden Auszeichnungen belohnt. Der Erfolg bestimmte damals, zunächst wenigstens, nicht die wirthschaftliche Lage des Künstlers. Ein Kranz erhob ihn zu den Göttern, die Aufnahme in eine Gesellschaft machte ihn unsterblich. Der Erfolg hing häufig von einer einzigen Stimme ab. Wer verlangte denn, daß, was dem Augustus oder den vierzig Unsterblichen in Paris gefiel, auch den Bauern in Etrurien oder den Seidenspinnern in Lyon gefallen müsse? Damals war das eigentliche Kunstpublikum eine sehr kleine Gruppe von Leuten, die sich leicht übersehen,

berechnen, bearbeiten ließ. Wenigstens wußte man, was schlechterdings nicht gefallen konnte. Und wenn auch Willkür herrschte, Intriguen gesponnen wurden und die Richter nicht immer auf der Höhe der Bildung standen oder nur auf formale Bildung dressirt waren: man wußte doch, wie Der beschaffen war, der den Werth eines Werkes zu bestimmen hatte.

Wie Alles, wurde auch die Kunst mehr und mehr demokratisirt; wenigstens wurden es ihr Publikum, ihre Richter und ihre Institutionen. Heute identifizirt man geradezu Publikum und Volk. Man bildet sich ein, das Publikum sei so ungefähr die Volksseele in Bezug auf die Kunst, und verwechselt beinahe die Bedeutung von Publikum und Kunst. Oder man denkt an den allgemeinen Erfolg, das vollständige Aufgehen einer Kunst in ein Volk. Volkskunst: Das ist eine Kunst, deren Publikum ein ganzes Volk ist, die für ein ganzes Volk geschaffen wird, über die ein ganzes Volk zu Gericht sitzt. Dieser Zustand aber wird nicht nur eine Tyrannei für die Kunst, sondern auch für das Publikum: für die Kunst, weil ihr damit alle Freiheit und Entwicklungsfähigkeit, jede Tradition und Individualisirung abgeschnitten wird: für das Publikum, weil es damit zu einem großen Teig zusammengeknetet wird und um jede Eigenart und jeden Geschmack kommt. Tyrannisirt das Publikum die Kunst, so tyrannisirt die Kunst wieder das Publikum; oder ein Theil des Publikums den anderen. Es wird ein Krieg aufs Messer, aus dem beide Kämpfer zerschunden hervorgehen müssen. Das ist der Zustand, in dem wir leben. Um möglichst Vielen und Allen zu gefallen, muß die Kunst thun, was die Schönheit thut: sich prostituiren. Die Kunst nimmt in diesem Zustande den möglichst allgemeinen Charakter an, stößt bald alles Lokale, Rationale, Individuelle ab und wird schließlich international, eine große Schablone oder Hure. In Bukarest gefällt, was in Berlin gefällt; in Paris, London, München, Wien, Budapest die selben Bilder, Bücher und Theaterstücke. Dabei wird aber dem Publikum eben solche Gewalt angethan. Jedes Volk und jede Klasse kommt um sein spezifisches Anrecht auf Kunst, Schönheit, Genuß.

Man bildet sich immer ein: das Publikum lasse sich nichts ausdrängen. Als der passivere Theil ist es aber sogar leichter zu tyrannisiren. Das Publikum wird so auf doppelte Weise gebrandschatzt: erstens durch die Künstler, die nun nicht mehr für ein bestimmtes Publikum schaffen und von ihm eine Steuer ihres Unterhaltes verlangen, sondern die, wie ihre Matabore und Mitinteressenten, ein möglichst breites Publikum heranziehen müssen, ohne Rücksicht darauf, ob es diese Kunst oder dieses Werk überhaupt angcht oder nicht, und ihm doch eine Steuer an Geld und Ruhm abfordern: durch ihre Maschinen (Presse, Reklame, Mode, Klatsch u. s. w.) fangen sie es ein. Zweitens aber thut sich überall aus dem Publikum ein Areopag auf, der

der großen Menge einfach vorschreibt, was sie schon zu finden hat, und dieses Recht auf seine sogenannte Bildung, seinen Geschmack, seine Theilnahme an der Kunst, seine intimere Kenntniß begründet. Es ist das sogenannte Premierenpublikum, das man im Bereich aller Kunstgattungen findet und das sich aus den Kritikern und den tonangebenden Elementen des Publikums zusammensetzt.

Zunächst ist dieser Kampf noch nicht das Schlimme. Es ist der Kampf ums Dasein auf dem Gebiete des Geschmacks. Jeder Fortschritt und jede Veränderung und Erweiterung der Kunst ist nur möglich durch den zähen Krieg des Künstlers gegen das Publikum, das immer die Tendenz hat, zu verharren, und eines Theils das Publikum gegen den anderen. Das Uebel besteht vielmehr in der Beschaffenheit des heute tonangebenden Publikums, das sich vielfach aus den schlechtesten Elementen des Volkes zusammensetzt, Leuten ohne Tradition und Instinkt, oft ganz ohne Bildung und Aufnahmefähigkeit, aber eitel und nach Sensationen lüsternd.

Das Publikum verliert alle Freiheit, jedes Selbstbestimmungsrecht, jede Individualität; und alle Zwischenstufen werden beseitigt. Daß dieses Werk nicht Herrn Krause in Chemnitz gefällt, sollte gegen seinen Werth sprechen? Aber wenn es nun einmal Herrn Krause in Chemnitz nicht gefällt, muß er es durchaus kaufen oder rühmen? Herr Krause ist ein Dummkopf. Gut. Aber ist ein Dummkopf kein Mensch, hat er kein Recht mehr auf Lebensgenuß, da doch jeder Lebensgenuß heute gerade für die Dummköpfe eingerichtet wird? Oder Herr Krause ist nur in seiner Bildung nicht auf der Höhe der „Modernen“, ihm gefällt ein älteres Werk besser: er liebt Goethe und bewundert Raffael. Hat er nicht das Recht dazu? Ihr könnt ihm den Goethe und Raffael ja verweigern, sofern es die Goethe-Philologen und Kunsthistoriker nicht schon gethan haben; aber verschafft Ihr ihm deshalb schon den Genuß an Hauptmann oder Uhde? Oder Herr Krause ist nur von mangelhafter Bildung; er ergötzt sich an Familienromanen, jubelt bei den Blumenthals der alten und neuen Schule und wird begeistert, wenn er Anton von Werner sieht. Es ist traurig im wirtschaftlichen Interesse der Künstler, wenn ein Kleist verhungert, ein Hebbel von der Gnade zweier Weiber lebt, während klugige Plebejer reich werden; aber schließlich ist Herr Krause in Chemnitz nicht verpflichtet, die sozialen Probleme der Kunst zu lösen und sich wegen der wirtschaftlichen Interessen der Künstler einen Genuß zu versagen, zumal er ja doch keinen anderen dafür eintauschen kann. Macht man das Publikum in seinem weitesten Umfang zum Richter und Kriterium der Kunst, dann ist Herr Krause in Chemnitz gewiß im Recht, wenn er die Wahl hat zwischen Hebbel und Otto Ernst und Jenen ruhig hungern läßt und Dem zujubelt, der ihm am Geschicktesten schmeichelt. Lassen wir alle Unterschiede zwischen guter und schlechter, alter und neuer Kunst. Da ist ein Verehrer von Gottfried

Keller, aber er mag den Wilhelm Raabe nicht. Ein Bewunderer Schumanns findet Richard Wagner abföndlich. Hat das Publikum kein Recht mehr auf seinen Geschmack? Gibt es noch einen Geschmack, wenn er nicht etwas Parteiliches, Sektirerisches, Individuelles haben darf? Ja, gibt es noch ein Publikum ohne das Recht seiner Empfänglichkeit, ein Publikum, das nur zur Hammelherde bestimmt ist, im Heerbann der Verleger und Agenten steht?

Einen schlechten Geschmack haben, ist an sich noch nichts Entehrendes; es wird erst dann gemein und muß wie die Pest bekämpft werden, wenn der schlechte Geschmack und die Unwissenheit sich die Herrschaft über die Vornehmsten anmaßen, wie es heute in doppelter Hinsicht ist, bei der Demokratie und Plutokratie des modernen Lebens, die die Dummheit in Sachen der Kunst auf den Thron erhebt. Für seinen Geschmack und Geist ist man so wenig verantwortlich wie für seinen Körper. Es ist nicht im Sinn der Volksdiät, Jedem Jedes aufzuzwingen, so in körperlicher wie in geistiger Nahrung. Die Mathematik hört nicht auf, ihren Werth zu besitzen, weil die größte Zahl der Menschen für sie nicht disponirt ist. Es wäre aber eine Grausamkeit, mit dieser Wissenschaft Die zu quälen, deren Gehirn für sie nicht eingerichtet ist.

Thatsächlich hat ein erzwungenes und brutalisiertes Publikum auch für die Kunst nicht den geringsten Werth. Was will der Künstler? Wirken. Wie wirkt er? Durch die Reaktion des Aufnehmenden. Weshalb ist denn die moderne Kunst so ohnmächtig? Weil ihr das Publikum im höchsten Sinn, der empfangende Schoß des Volkes, fehlt. Der moderne Künstler hat kein Publikum und das moderne Publikum keine Künstler mehr. Jenes ist eine Schaar von Gaffern. Diese sind zu Götzen geworden.

Dadurch, daß die alten Schranken fielen, ist die Geschlossenheit und gesellschaftliche, lokale und nationale Begrenzung des Kunstpublikums gestört. Seitdem ist der Begriff des Publikums weiter, aber auch schwankender geworden. Publikum heißt jetzt Rasse oder ein unbestimmtes X, das der Künstler nicht mehr kennt und erreichen kann. Der Baum der Kunst steht frei auf offenem Felde. Die Winde tragen seinen Samen in die weite Welt hinaus, gleichgiltig, wo er niederfällt, auf Stein oder Mutterboden. Wo der Künstler und ob er ein Publikum hat: wer weiß es? Seinen Landsleuten gefällt sein Werk nicht; aber draußen wohnen ja auch noch Leute. Wenn es nur in ein paar empfängliche Gemüther gefallen, wenn es nur einigen begabten Köpfen zur Kenntniß gekommen ist, kann es nicht mehr untergehen, wirkt es in die Zeiten fort, wie jede andere Kraft auch. Jeder Künstler, also jeder künstlerisch produktive Mensch hat ein Publikum, sein Publikum. Einst war eine Kunst verloren, wenn sie einem bestimmten Kreise mißfiel; jetzt braucht sie es nicht mehr zu sein. Worauf es aber jetzt ankommt

und was Künstler und Publikum in gleicher Weise betrifft, ist, daß dem Künstler der Weg zu seinem Publikum nicht versperrt wird. Das Lied, das in Hamburg entsteht, braucht den guten Hamburgern nicht mehr zu gefallen, um zu wirken; aber in Baden oder Köln giebt es vielleicht Manche, der in diesem Liede gerade seine Seelenoffenbarung entdeckt. In Moskau erfindet Jemand eine neue Philosophie, — und in Marseille wohnt Einer, der sie vielleicht zuerst begreifen wird. Im neunzehnten Jahrhundert sind die Anerkennungen und Reaktionen in der Kunst und Philosophie oft aus dem Entstehungsort fernsten Ländern zuerst gekommen.

Es giebt eine Skala des Kunstpublikums und eine Unendlichkeit von Möglichkeiten seines Verhältnisses zur Kunst. Ein Mensch, der ein zwar geringwerthiges Produkt genießt, weil es eine bestimmte Empfindung in ihm auslöst oder zum Ausdruck bringt, ist auch für die Kunst werthvoller als tausend Affen, die für den neusten Ibsen oder Bücklin schwärmen, weil es die Mode erheischt, und die doch nichts fühlen oder verstehen. Dabei kann der selbe Mensch in den verschiedenen Künsten sehr verschiedenartig reagiren, so daß er bald auf einer gewissen Kunsthöhe, bald sehr tief steht, die verschiedensten Arten von Geschmack vertritt und doch eine geschlossene Persönlichkeit in Bezug auf Kunst ist. Ja, die Künstler selbst bringen diesen Widerspruch am Stärksten zum Ausdruck; zum Beispiel Goethe, der sich so kalt und ablehnend gegen Bürger, Beethoven, Kleist, Schopenhauer, Heine verhielt und die Kleinsten so zärtlich ermunterte, der bald mit den Modernsten ging, allerdings fast nur im Auslande, dagegen in der Heimath und besonders in der Malerei und Musik etwas altfränkisch blieb. Wir können thatsächlich mit jedem unserer Sinne auf einer sehr verschiedenen Entwicklungsstufe stehen geblieben sein: während unser Auge noch ausschließlich für hellenische Kunst disponirt ist, kann unser Ohr schon für wagnerische Musik reif sein; wir können eine sehr idealistisch angelegte Nase haben und im Gefühl wieder hypermodern, nervös, decadent oder naturalistisch sein; ja, wir können auf gewisse Farben oder Töne in antiker Weise reagiren, während andere wieder in uns moderne, nationale oder lokale Zuschauer und Hörer finden. Unsere Nerven und Gefühle sind wie die Wurzeln eines Baumes und stammen aus den verschiedensten Zeiten. Daher die Widersprüche in unseren Urtheilen, unserem Geschmack, daß wir bald so konservativ und bald wieder so entschlossen und bewußt modern sind; deshalb aber auch unsere Fähigkeit, künstlerische Eindrücke aus den verschiedensten Epochen aufzunehmen.

Die Aufgabe ist nun, dafür zu sorgen, daß jede Kunst zu ihrem Publikum komme. Die Presse, die eigentlich diesen Beruf hat, die Keime des Geistes in die weitesten Kreise zu tragen, hat ihre Aufgabe nur sehr wenig erkannt und noch viel weniger erfüllt. Zunächst ist sie dadurch, daß sie so

früh Partei- und Lokal-Presse wurde, selbst Schranke geworden, statt der Wind zu sein, der über die Lande dahinsfährt. Sie hat sich längst in das Gegentheil Dessen gewandelt, wozu sie begründet ward, und beinahe hört sie schon auf, Publizität zu bedeuten. Sie ist längst keine Gewähr mehr, daß selbst die wichtigsten Dinge ins Publikum kommen. Man kann beinahe sagen: Die Zeitung, die die weiteste Verbreitung, das größte Publikum hat, hat die geringste Publizität. Ein radikales Blatt mit kleiner Auflage besitzt sie oder bewirkt sie in höherem Grade als die großen Annoncen-Plantagen mit vielen Hunderttausenden von Abonnenten und Millionen Lesern. In Sachen der Kunst unterschlagen sie so ziemlich Alles. Die Presse ist heute engherziger, als es je die Kirche war; statt eine Besveierin zu sein, ist sie längst eine Zwingburg des Geistes geworden. Die wenigsten Zeitungen kommen auch über das Weichbild ihrer Stadt hinaus; und sofern sie es thun, machen sie an den Grenzfählen der Partei und der Klasse Halt. Nur wer durch seinen Verast genöthigt ist, die Presse zu verfolgen, bekommt allensfalls noch ein dürftiges Bild des Geschehens im öffentlichen Leben. Und wenn nicht der Hunger nach „Sentation“ auf „Weseheit“ off „Presse“ ware, würde das Publikum ohrdch die Zeitungen überhaupt nichts mehr erfahren.

Es käme darauf an, Organisationen zu schaffen, durch die das Publikum schneller zu seiner Kunst und die Kunst schneller zu ihrem Publikum kommen kann. Erst dann würde das Verhältniß sich fruchtbar gestalten. Man bedenke, mit welchem schweren Gewicht stumpfer Massen die moderne Kunst sich abquälen muß, wie diese Massen auf sie drücken; und wie das Publikum belastet wird mit einer Masse Kunst, die ihm gar keinen Werth haben kann. Hunderte von Bäckern und Bildern werden ihm von der Mode ausgezwungen, aus denen es nichts entnimmt, während es für Jeden, der sehen, hören und lesen will, im Schatzhause der Kunst Tausende von Werken giebt, die gerade auf seine Augen und Ohren warten. Welche Zeit- und Kräfteverschwendung! Und welche unberathene Verwendung der doch Jedem nur spärlich bemessenen Zeit und Kraft!

Man decentralisire auch in der Kunst! Man befreie sich von dem Aberglauben, gewisse Werke müsse Jeder kennen, der auf Bildung Anspruch macht. Das Buch, dem ich das Meiste verdanke, ist für mich das beste Buch. Es giebt da keine absoluten Normen, weder im Guten noch im Bösen. Die Kunst ist etwas Lebendiges. Sie gehört zum Leben, sie ist Ausfluß des Lebens und Zeugung des Lebens. Es giebt Höhen und Niederungen auch hier. Aber wenn Einer die Höhenlust nicht vertragen kann, so ist Das kein Einwand, — nicht gegen ihn noch gegen die Berge. Man lasse dem Leben seinen Reichthum und verarme es nicht dadurch, daß man seine Zuflüsse verstopft und es einem blödsinnigen Zufall preisgiebt. Es hat sich, auch in

der Kunst, einzig gegen das Leben selbst zu wehren, Kraft gegen Kraft, Kunst gegen Kunst, Geschmack gegen Geschmack.

Aber in der Kunst werden wir Deutschen wenigstens den Schulmeister nicht los. Wir haben uns einen Himmel von Kunst zurechtgemacht, mit dem wir um jeden Preis das ganze Volk oder die ganze Menschheit beseligeln wollen. Kunst und Publikum, Künstler und Volk sind Gegensätze geworden, die wir versöhnen zu können glauben. Man nennt Das: Die Kunst ins Volk tragen. Einst glaubte man, den modernen Völkern die Götter Griechenlands aufreden zu können. Heute veranstaltet man Volksunterhaltungen, gründet Vereine, hält Vorträge, — Alles, um die Kunst, und zwar jede Kunst, die je von der hohen Obrigkeit, von Schulen und Kritikern gutgeheißen wurde, dem Volk zu vermitteln. Natürlich ohne jeden Erfolg, außer für die Taschen unserer Volksfreunde; ja, zum Schaden von Kunst und Volk. Zunächst verstehen beide Theile einander doch nicht. Und dann meint man, man müsse dem Volk auch entgegenkommen, die Kunst verwässern, vereinfachen, popularisiren. Durch Rüchternheit, Geißtaustreibung, Zerstörung will man das Volk künstlerisch erziehen. Es liegt eine unkünstlerische Tendenz in diesen Bestrebungen, die sich nur aus den geschäftlichen und politischen Trieben der Zeit erklären lassen. Wie bringt man Goethe ins Volk? Man verschleudert ihn für zehn Pfennige. Aber wie macht man Das? Man schneidet so viel von Goethe ab, daß nur übrig bleibt, was noch für zehn Pfennige geliefert werden kann.

Das Schlimmste ist, daß dadurch der Kunsttrieb, der in jedem Volk wie in jedem Menschen steckt und der eng verwachsen mit dem Liebetrieb ist, dabei unberücksichtigt bleibt und sogar zerstört wird. Ein Volk kann nur dadurch künstlerisch gehoben werden, daß man die in ihm stehende, latent in ihm liegende Kunst befreit und seinen Kunsttrieb veredelt. Statt darauf zu halten, daß die Familienblattromane, die Theaterstücke von Erfolg besser werden, erweitern wir noch die Klust, glauben, daß die Kunst, mit der wir Geschäfte machen wollen, gar nicht schlecht genug sein könne, schmeicheln den schmutzigsten Trieben, nur, um Geschäfte machen zu können, und machen dann für die hungernden oder verhungerten Genies in Schulen und Vereinen Propaganda. Ein anständiger Volkskalender ist für das Volk mehr werth als zehn beschnittene Goethes, gerade auch künstlerisch. Dann aber kommt es noch auf etwas ganz Anderes an. Wie wird ein Volk künstlerisch zu bilden oder zu heben sein, das nicht von Kunst umgeben ist. Wir haben den Begriff „Bierphilister“; und er paßt für uns. Denn wer Stunden lang, und gerade in seinen freien Stunden, die der Unterhaltung und dem Genuß geweiht sind, ohne Mißbehagen bei den geschmacklosen Geräthen sitzen kann, wie sie unsere Seidel und Weißbiergläser sind, Der ist für die bildende Kunst

nicht mehr zu haben. Das Kunstgewerbe ist das eigentliche Kriterium der Kunstfähigkeit eines Volkes; und hier allein kann auch die Reform einsetzen.

Thatsächlich dient der Kunst und dem Volk, wer eine reinliche Scheidung zwischen den verschiedenen Kreisen des Publikums vornimmt, so weit solche Sonderung möglich ist, dabei aber alle Uebergänge frei läßt, so daß sich das Publikum leichter umbilde, neu organisire, auflöse und in neuen Organisationen zusammenschließe. Das Gesetz der Schwere lastet auf Publikum und Kunst, die dumpf zusammenkommen und stumpf auseinandergehen.

Daß die wirtschaftliche Lage der Künstler vom Erfolg abhängt, ist an sich schon ein Unglück, auch für das Publikum. Bei einem natürlichen Verhältnis zwischen Kunst und Publikum kann auch die materielle Lage der Künstler nur gebessert werden. Zu verlieren haben sie heute ohnehin nichts mehr. . . Die moderne Kunst wird kompromittirt durch ihr Publikum und das moderne Publikum blamirt sich mit seinen Moden. Eine Kunst, die Erfolg hat, kommt schnell herunter. So emanzipire sich der Künstler vom Publikum und das Publikum von der Mode!

Leo Berg.



Napoleons Simonade.

Napoleon Bonaparte saß in seinem Garten auf Sankt Helena in dem Schatten eines mächtigen Feigenbaumes. Vor ihm stand ein kleiner Tisch und auf der Platte ein Glas Simonade. Der Tag war drückend heiß. Dampf brandete das Meer an die Felsen; die breiten Feigenblätter bewegten sich kaum. Große Fliegen summten schläfrig in der schwülen Luft. Napoleon trug einen losen Leinenkittel und einen großen, breitkrämpigen Pflanzergut und war so roth wie die Himbeersimonade, aber keineswegs so angenehm kühl.

„Der Gedanke, daß ich hier mein Leben beschließen werde!“ murmelte er vor sich hin. „Und nichts Anderes, um mein Schicksal zu versüßen, als dieses Stück Zucker!“ Er ließ es in die Flüssigkeit fallen. Kleine Ringe und Schaumperlen kräuselten auf die Oberfläche empor. „Du hättest mir folgen sollen“, sagte eine Stimme. „Wir“, eine andere. Hoch über Napoleons Kopf „pudovno“ „LoKai, -uä, -ty, -ronar.“ „fi, -yae, -fyay, -melöfik, -Medhalten...“ „Wir“ war blond und sehr jugendlich. Aus ihrem Haupt, das mit einer phrygischen Mütze bedeckt war, blickten zwei feurige Augen und in ihren Händen hielt sie einen schlanken Speer. Die Andere war etwas älter, dunkler und ernster und blickte nachdenklich. Sie trug ein Schwert und einen Helm, aus dem ihre reifen braunen Flechten auf ein leichtes Stahlwamms fielen.

„Ich bin die Freiheit“, sagte die Erste.

„Ich bin die Loyalität“, sagte die Zweite.

Und Napoleon legte seine Hand in die des ersten Geistes. Da sah er

sich, wie er in den Jugendtagen seiner Siege gewesen war. Ringsum eine Menge, die ihm eine Krone anbot und laut jauchzte. Aber Napoleon wehrte sie ab. Noch zehnmal mehr jauchzten sie nun, umarmten einander und weinten und tauschten Küsse. Schaaren weißgekleideter Jungfrauen schritten vor ihm her und streuten Blumen auf seinen Pfad. Und die Schulden der Schuldner waren getilgt und die Gefangenen ihrer Bande ledig. Alle vierzig Akademiker kamen und brachten Napoleon den Tugendpreis. Und der Abbé Siéyès stand auf und bot Napoleon die Auswahl zwischen siebenzehn Verfassungen. Der wählte die schlechteste. Da saß er denn mit fünfhundert anderen Männern; meist waren Advokaten. Und wenn er „Ja“ sagte, sagten sie „Nein“; und wenn er „Weiß“ sagte, sagten sie „Schwarz“. Und sie litten nicht, daß er Gutes, noch, daß er Böses thue. Und wenn er in den Krieg zog, gaben sie so lange dem Heer Befehle, bis es von einer großen Niederlage heimgeführt wurde. Und der Feind überschwemmte das Land und Brot ward theuer und Wein rar und das Volk suchte Napoleon und die Freiheit entschwand vor ihm.

Er aber sahndete auf allen Wegen nach ihr; und endlich fand er sie: tot auf der Heerstraße liegend, beschmutzt und blutend von den Tritten der Menschen und Thiere, und das Rad eines Schuttkarrens lehnte auf ihrem Nacken. Und da ihn die Menge zwang, bestieg Napoleon den Schuttkarren. Und Abbé Siéyès und Bischof Talleyrand ritten ihm zur Seite und spendeten ihm geistlichen Zuspruch. So kamen sie bis an die Guillotine, wo Robespierre stand, angethan mit seinem himmelblauen Rock, um den Hals ein blutiges Tuch, aber lächelnd: er winkte Napoleon zu sich heran. Napoleon hatte das Angesicht der Menschen nie geachtet; doch als er Robespierre sah, befiel ihn große Furcht und er floh mitten durch das Volk, als ob es weltes Laub wäre, bis er dahin kam, wo die Royalität stand und auf ihn zu warten schien. Sie nahm seine Hand in die ihre. Und siehe: ein anderer Volkshaufe drängte herbei und bot ihm eine Krone. Nur ein kleiner alter Mann, der einzige, der einen gepuderten Haarbeutel trug, sagte: „Sieh Dich vor! Nimm nicht, was Dir nicht gehört!“

„Wem sonst gehört sie denn?“ fragte Napoleon. „Ich bin ein schlechter Soldat und verstehe mich schlecht auf die Künste der Politik.“

„Ludwig dem Verachteten“, sagte der kleine Mann; „er ist der große, große Keffe der Prinzessin von Schwaffungen, deren Vorfahren hier zur Zeit der Sintfluth regirten.“

„Wo haust Ludwig der Verachtete?“ fragte Napoleon.

„In England“, sagte der kleine Mann.

Napoleon ging nach England und forschte nach Ludwig dem Verachteten. Aber Niemand konnte ihm Bescheid geben; höchstens hörte er, der Mann müsse in den abgelegensten Gassen zu finden sein. Und eines Tages, als er just eine solche Gasse durchschritt, vernahm er eine klagende Stimme und sah einen Mann, dessen Rock und Hemd zerrissen war und beschmutzt; nicht also aber seine Hosen, finkmalen er keine anhatte.

„Wer bist Du, Du Unbehofener?“ fragte er. „Und warum klagst Du also?“

„Ich bin Ludwig der Hochgeschätzte, König von Frankreich“, erwiderte Der ohne Hosen, „und wehklage um meine Hosen, die ich verpfänden mußte, weil der Krämmer mir auf Rock und Hemd nichts vorstücken wollte.“

Und Napoleon kniete nieder und entledigte sich seiner Unterleider und bekleidete damit den König, zum großen Gaudium der Umstehenden.

„Du hast übel gethan“, sagte der König, als er vernahm, wer Napoleon war, „da Du Dich vermaheest, Schlachten zu schlagen und Siege zu erkämpfen, ohne von mir im Geringsten dazu beauftragt zu sein. Doch ich will gnädig sein! Ziehe hin und bürste in meinem Dienst einen Arm, ein Bein und ein Auge ein: dann soll Dein Vergehen als gesühnt gelten.“

Und Napoleon sammelte eine große Armeer, gewann eine große Schlacht für den König und verlor einen Arm. Und er gewann eine zweite größere Schlacht und verlor ein Bein. Dann gewann er die größte aller Schlachten. Und der König saß auf dem Thron seiner Väter und wurde Ludwig der Siegreiche genannt. Aber Napoleon hatte sein Auge eingebüßt. Und er kam vor das Angesicht des Königs und zeigte ihm den Verlust eines Armes, eines Beines und eines Auges.

„Dir ist verziehen“, sagte der König. „Ja, ich will Dir sogar seltene Ehre angedeihen lassen. Dir soll gestattet sein, die Kosten meiner Krönung zu tragen, der prächtigsten, die je in Frankreich gesehen ward.“

So kam Napoleon um all seine Habe und Niemand hatte Mitleid mit ihm. Nach Verlauf einiger Zeit aber stürzte der Postgarderobier zu dem König und rief laut klagend: „Verrath! Verrath! Majestät, woher diese revolutionären, republikanischen Dosen?“

„Die habe ich von dem Rebellen Napoleon entgegenzunehmen geruht. Es wäre nun an der Zeit, sie zurückzugeben. Wo steckt der Kerl jetzt?“

„Mit Eurer Majestät Erlaubniß: er liegt auf einem gewissen Misthaufen!“

„Wenn Dem so ist, kann das Leben keinen Reiz mehr für ihn haben. Es wäre also gnädig, ihn davon zu befreien. Außerdem ist er ein gefährlicher Rebell. So gehe denn hin und erdrossle ihn mit seiner eigener Hufe. Dann aber sei ihm ein Denkmal errichtet mit der Inschrift: „Hier liegt Napoleon Bonaparte, den Ludwig der Siegreiche vom Misthaufen aufhob.““

Sie eilten stracks von dannen, fanden aber Napoleon schon tot auf dem Misthaufen und berichteten Solches dem König.

„Er hat mir immer meinen Ruhm geneidet,“ sagte der König; „laßt ihn deshalb unter dem Haufen verscharren!“

Also geschah es. Nicht lange danach starb auch der König und fand bei seinen Vätern die letzte Ruhstatt. Als aber in Frankreich eine neue Revolution ausbrach, warf das Volk seine Gebeine aus der königlichen Gruft und legte statt ihrer die Napoleons hinein. Und der Misthaufe beklagte sich bitter darüber, daß man ihn um solcher nichtigen Ursache willen aufgestört habe.

... Napoleon entzog der Loyalität seine Hand und sagte nur: „Wah!“ Und sein Auge öffnete sich und er hörte das Brausen der See und das Summen der Fliegen. Die Hitze fühlte er und die Sonne. Und nun sah er auch: das Stück Zucker, das er in die Limonade geworfen hatte, war noch nicht zergangen.

Vondon.

Richard Garnett.



Neue Plastik.

Nachdem die Wuth, Denkmale zu errichten, dreißig Jahre im neuen Deutschen Reich geherrscht und unsere ohnehin spärlich gesäten Talente für Plastik so unheilvoll beeinflusst hat, scheint es Vielen an der Zeit, jede Hoffnung auf eine noch bemerkenswerthe Entfaltung dieses Kunstzweiges zu begraben. Fast zweihundert Jahre schon ruht Andreas Schlüter unter der Erde; und sahen wir seitdem einen Mann von gleicher Kraft und ähnlich zwingender Gesetzmäßigkeit des Stiles entstehen? An Anstrengung und Unterstüßung hat es nicht gefehlt; wenn trotzdem seit dem Eintritt der Deutschen in die neuzeitliche europäische Kunstentwicklung in der Malerei zwar mitunter eine erfreuliche Blüthe, in der Bildnerei dagegen ein kaum noch verhältnißes Fiasko erzielt worden ist, so läßt Das auf ein Mißverhältniß zwischen Anlagen und gesetzter Richtung schließen.

Etwas vom Bewußtsein dieses Verhältnisses war schon in der Gruppe lebendig, die im Frühling des vorigen Jahrhunderts um Canova in Rom sich bildete; wenigstens suchten Trippel, Donnerer und Schadow die aus ihren Rassenanlagen fließenden realistischen Neigungen gegen das neoklassische Ideal des Italieners aufrecht zu erhalten. Rauch, der Schüler Thorwaldsens, schien dann besonders glücklich in dem Versuch, die romanische Form mit deutschem Geiste zu durchtränken. Das war noch eine Zeit guter Zuversicht. Trotz Goethes vielfach schiefer Stellung zur bildenden Kunst lag aber dem Schaffen jener Jahrzehnte Etwas, das man im besten Sinne goethische Kultur nennen könnte. Wer sich stark genug fühlte, lehnte zwar die schulmeisternde Theorie des Alten in Weimar ab, aber er stillte den Durst seiner Seele an goethischer Schönheit und Weltanschauung. Als dann jedoch die zweite Generation der Romantiker mit der Feindseligkeit der Querculanten gegen Goethe Stellung nahm und es fertig brachte, die so klar angelegte Linie der Entwicklung zu einer nationalen künstlerischen Kultur in krauses Fickjag zu verwirren, entfiel auch den Plastikern die Besonnenheit jenes vermittelnden Bestrebens. Denen, die von den Nazarenern in eine christlich-romantische, mehr oder weniger asketischer Mittelalterei zustrebende Strömung sich reißen ließen, stellten sich als Gegner die entschlossen antiken Vorbildern zuschwärmenden Klassizisten gegenüber. Und sichtlich hatten diese Männer noch das bessere Theil ertöhlt: was man von ehrlichen Epigonen erwarten kann, die ihren Stolz darein setzen, der großen Form und der Schönheit einer Zeit nachzustreben, die zwar nicht wieder gelebt, doch aber der Bildungsehn sucht

als Ziel und Vorbild nahegebracht werden kann, Das haben die Schüler Rauchs reichlich erfüllt. Gerade das zur deutschen Reichshauptstadt gewordene Berlin braucht sich nicht zu verstecken, wenn nach deutscher Plastik dieser Zeit gefragt wird.

Seitdem und über diesen Epigonismus hinaus ist an öffentlicher Stelle bis zu den großen Jahren der Wiedergeburt des Reiches nichts Erhebliches bei uns geleistet worden. Das eben sollte die lange ersehnte Zeit der Erfüllung nun bringen. Der Moment mußte abgewartet werden, der die schlummernden Kräfte auslösen und zu wichtigen Thaten fähigen würde. Vor dreißig Jahren war Das noch felsenfeste Ueberzeugung.

Und nun? Ja, — nun haben wir also den „Regelschub“ in Worms, haben über Radesheim die furchtbare Riesenpuppe der Germania, haben in sechshundert deutschen Städten und größeren Dörfern die fast immer widersinnig und geschmacklos aufgedonnerten Standbilder des schlichten Kaisers, den man nun den Großen nennt und in Stein und Erz mit Pomp und Prunk und allegorischem Firtlesanz überladet. Ein Glück noch in dieser Wirrnig des Geschmacks ist die dienerhafte Besonnenheit, die gebietet, bei den Denkmälern Bismarcks und Moltkes bescheidener zu verfahren: das Resultat ist dann in den meisten Fällen wenigstens nur Langeweile. Der Tiefstand aber wurde bei der Unsumme von Kriegerdenkmälern zur skandalösen Offenbarung. Von dieser Denkmalpest rettungslos infiziert, scheint nun die deutsche Plastik mit Riesenschritten sich dem Ende zu nahen. Die Vollendung der Siegesallee, der Wettbewerb um das Denkmal für Richard Wagner: Das scheinen mir so ungefähr die letzten Stationen zu sein. Und ich glaube nicht, daß dieser Kunst aus den Märchenbrunnen der Stadt Berlin, selbst wenn sie den kaiserlichen Intentionen gemäß künstlerisch verbessert werden, ein Heiltrank zur Genesung träufeln wird.

Angeichts solcher leider immer sichtbaren, in Stein und Erz ausdauernden Zeugen eines ohnmächtigen Strebens können auch dem vom tiefsten Kaufsüchtigen Befangenen Stunden der Ernüchterung nicht erspart bleiben. Das wissen und fürchten die immer noch Offiziellen gar wohl; und deshalb sorgen sie, wie man alljährlich auf dem großen Kunstausverkauf am Lehrter Bahnhof beobachten kann, dafür, daß der eigene Blick oder der einer zu vorschriftgemäßem Empfinden zu gängelnden Menge ja nicht einmal zum Vergleichen versucht werde. Die Sezessionisten in der Kantstraße verschmähen zwar eine so ängstliche Vormundtschaft; aber sie haben die Räume nicht, um den Berlinern über Andeutungen hinaus einmal ein Muster großer Bildnerei imponierend aufzustellen zu können. Was nöthig war: endlich einmal Klarheit zu schaffen, nicht durch Beschwägen von Kunstfragen in Stadtverordnetenversammlungen und Preisjuries, sondern durch das allein mächtige, jeden Einwand einfach

vernichtende Beispiel, Das that die dresdener Künstlerschaft. Bemerkenswerth objectiv schon vor zwei Jahren; mit einem in Deutschland heute nicht mehr gewöhnlichen Muth der selbstlofesten Wahrhaftigkeit aber in diesem Sommer. Hier war einmal ausländische Bildnerie in großem Stil zu sehen.

Jedem, der, bei starker und gesunder Empfindung, von chauvinistischen Suggestionen zeitweilig wenigstens sich frei machen kann, mußte in Dresden eine nicht gern eingestandene Ahnung zur Erkenntniß sich wandeln: daß Bildnerie in den Formen der alten Kultur, Bildnerie des menschlichen Körpers besonders das Erbtheil und Vermögen der lateinischen Völker geblieben ist; mit ihnen aber auch die Fruchtbarkeit dieser Anlagen, die Möglichkeit der Weiterentwicklung in der nämlichen Bahn. Vor den Früchten eines so organischen Wachsthumes in diesen Zweigen der europäischen Menschheit kommt uns die Einsicht, daß wir in der germanischen Linie weder mit hinreichender Kraft noch mit gutem Gewissen das Pfund dieses Schatzes verwaltet haben und verwalten konnten. Daß es uns da eben an natürlichen Anlagen fehlt. Vor zwanzig Jahren schon mochte es Keinem entgehen, der etwa aus dem pariser Luxembourgpalast in den blühenden, sonnigen, von elegantem Leben durchflutheten Garten heraustrat, welchen engen Kontakt die französische Bildnerie mit dem Leben des Tages sich bewahrt hatte. Von allen technischen Vorzügen abgesehen: wie ganz anders gestimmt ging man von dieser Kunst wieder auf die Straße hinaus, mit einem Dankesgefühl gegen eine Welt, die sich zu solchem Reiz der Form steigern ließ, während man früher doch immer, aus unseren mit Abgüssen vollgestopften Museen entlassen, von dem ganz Infomensurablen dieser beiden Welten, der künstlerischen und der unseres Tages, niedergedrückt wurde. „Aber das Alles ist doch nur Spielerei im Vergleich zur Antike“, warf mir damals ein Begleiter ein; „nur Genrebildnerie und im besten Falle doch nur Luxuskunst. Das freilich können wir nicht und wollen wie nicht können; aber wenn wir uns mit unserem umfassenderen philosophischen Geist erst einmal sammeln, dann überholen wir auch auf diesem Gebiete die Franzosen noch zehnmal.“ So oder ähnlich sprach der zuversichtliche Begleiter. Aber diese „Luxuskünstler“ haben Heroen gezeugt und erzogen, — nicht, weil sie besser gewollt hätten als wir, aber weil sie immer besser gekonnt und nur eingeborenen Idalen nachgeschaffen haben. Ein Deutscher des Civilstandes wenigstens konnte in Dresden, wenn er aufrichtig war, nicht anders als mit dem Hut in der Hand vor das Werk Rodins treten oder vor die große Totenmesse in Stein von Bartholomé; und er wird sich des langentwöhnten Schauers vor echter Größe nicht geschämt haben vor der fanatischen Wucht eines Reumier. Ganz aber mag sich ihm die Spannung solcher gesteigerten und vielleicht deshalb unbequemen Empfindung zu einem Erleben des Wunderbaren, zu

sonnenhafter Freude und zu einer Art Märchenfeligkeit in dem kleinen Saal gelöst haben, der dem Werk des jung gestorbenen Jean Carriès eingeräumt war. Und hier konnte er, wenn er dem Zauberwerk tiefer ins Gefüge blickte, auch den Schlüssel dieser Wunder finden: er sah das Ringen und den frohen Triumph des unermüdblichen Handwerkers, Das voll auszudrücken, was ihm die innere Empfindung einspricht; nichts, aber gar nichts von außen, von überlieferten Vorstellungen hinzunehmen und lieber da Halt zu machen, wo ein Inhalt, dem die Mittel des Metiers sich nicht fügen, die Form zu sprengen oder leer zu lassen droht. Aus dieser glücklichen Harmonie von Wollen und Vermögen erklärt sich die starke sinnliche Wirkung dieses Künstlers. Weil Alles dem Können nach so vollendet ist, erscheint auch das Gewollte wie durch Inspiration geschaffen, ohne Schweiß und Mühe, wirkt es wieder wie eine Inspiration. Carriès' Kunst gewinnt den stärksten Ausdruck im Psychologischen und in dem des menschlichen Antlitzes besonders. Das ist sein subjektiver Charakter. Der seiner Rassenbegabung nach hervorstechendste Zug aber liegt in der wie Hexerei wirkenden technischen Meisterschaft. Carriès giebt mit der Anschaulichkeit und Sicherheit des Virtuosen ein Vorbild Dessen, was deutsche Künstler, die bisher noch das Glück hatten, nicht mit der Verunstaltung unserer großen Männer und mit der Entstellung öffentlicher Plätze beehrt zu werden, als echte Kunst des Handwerkes anstreben sollten. Keine im Kopf oder in Büchern fertige Kunst soll in das Handwerk hincingetragen werden: Das war das Rezept, als wir vor dreißig Jahren anfangen, das Kunstgewerbe neu zu beleben; der aufrichtigen inneren Empfindung soll ein tüchtiges Können, eine Handwerksmeisterschaft den Ausdruck suchen.

Im berliner Kunstgewerbemuseum hatten wir vor Weihnachten Gelegenheit, Proben solcher Kunst von einem Bildhauer der Handwerksrichtung zu sehen, von Hermann Obrist aus München. Vor Jahren sprach man schon einmal mit Achtung von ihm, als er in der bayerischen Kunststadt das in ihm stark vor klingende Bedürfnis nach Reform des Stiles dem Ornament aller Art von Stückeri und früher bezeichnend Galanteriearbeiten ge nannten Methoden der Ausschmückung von Stoffen zugewandt hatte. Seine Forderung: jedes Material in seiner Natur zu lassen, ihm nicht durch künstliche Behandlung den Anschein eines anderen zu geben, scheint heute ja schon abgegriffene Münze. Obrist aber überraschte damals nicht so sehr durch das strenge Einhalten dieses Gesetzes als vielmehr durch die uner schöplich scheinende Gewandtheit, die hier in Frage kommenden Materialien, wie Seide, Wolle, Tuch, Leder, zur künstlerischen Aussprache der in diesen Stoffen überhaupt vorhandenen Möglichkeiten zu bringen, sie selbst als Kunstmittel zu immer sehr glücklichen malerischen oder plastischen Wirkungen zu verwenden. Dabei gab er nur der Natur Abgelaushtes; aber nicht als nachgeahmte

Realität der wirklichen Pflanze, des wirklichen Thieres: aus der Summe der Beobachtungen vieler gesehenen Formen, Zustände und Bewegungen schuf seine Phantasie neue, nie gesehene und doch durchaus mögliche, weil immer gesetzmäßige Organismen. Er erreichte so in Form und Farben eine bewundernde sinnliche Wirkung, die gar nichts mit der zum Betasten verlockenden Naturtreue gemein hatte, wie sie früher bei solchen Dingen angestrebt wurde.

Vor seinen neueren Bildhauerarbeiten fiel mir, nachdem ich Carriès gesehen hatte, das angewandte Stilgeseh, das dort schon waltete, erst in seiner ganzen Deutlichkeit auf. Ich sagte schon, daß Carriès im Psychologischen und Physiognomischen seine Virtuosität zeigt; davon ist bei Obrist nicht die Rede. Möglich darum, daß es ihn selbst befremden würde, in diesen Vergleich gestellt zu werden. Doch stehen die beiden Künstler auf dem selben gefunden Boden; und Das verbindet sie. Denn auch für Obrist spricht, daß er, wie der Franzose, seine ihm zuständige Begabung durch die hohe Entfaltung des Handwerksmäßigen zu packendem Ausdruck gebracht, daß er mit eben so feinem Kunstgefühl die Grenzen sich gestreckt, aber auch die Tiefen aufgespürt hat, die den im deutschen Wesen begründeten Anlagen eigen sind, die eingehalten und erschöpft werden müssen, wenn wir den Ehrgeiz nach einer nationalen Kunst nicht aufgeben wollen. Freilich kommt bei Obrist ein ethnographisches Moment in Betracht, das ähnlich vielleicht überall, wo wir stärkere Talente für Bildnerei bei Deutschen finden, mitspielt. Vom Vater her fließt allemanisch-schweizerisches Blut in seinen Adern und seine Mutter war eine keltische Schottin. Das würde den von Gobineau gefundenen und neuerdings von Heinrich Driesmans in einem lesenswerthen Buche gut bewiesenen Satz bestätigen, daß erst durch Verschmelzung mit dem Keltenhum das formale Künstelement bei den Germanen entwickelt wurde.

Für Obrists künstlerische Fähigkeit nach der Seite des Menschlich-Psychologischen hin sprechen einige Portraitbüsten und nicht minder das schon 1887, also bevor von Rodin eine Kunde zu uns gekommen war, entworfenen Vijz-Denkmal. Aus einem vorragenden Felsenprofil ist das Antlitz des Meisters herausgehauen. Aber den Schwerpunkt seines Wollens legt der Künstler doch in die Werke der angewandten Kunst. Einer der Berliner Schnellkritiker hat auch Obrist unter die Erfinder der abstrakten neuen Kunstlinien eingeordnet; ich finde, er könnte im Gegentheil dazu geboren sein, der Erlöser von aller abstrakten Kunst des Nur-Denkens und des Nur-Empfindens zu werden. Auch hier im Stein, in der Bronze, im Beton ist jede Linie festgehaltene lebendige Bewegung des Natürlichen, der Pflanze, des Wassers, der lastenden Kräfte. Festgehaltene Bewegung; nicht, wie der photographische Apparat bei der Momentaufnahme sie giebt und wie sie, dank Scherls erfolgreichem Bemühen, als Kunst uns vorgeführt wird, vielmehr die aus vielen

Eindrücken solcher Bewegungen in der Phantasie synthetisch geborene Form. Dieser synthetische Vorgang scheint bei Dürer eben so sehr bewirkt zu werden durch eine Gabe der Beobachtung wie durch eine im Gemüthsleben wurzelnde dankbare Liebe zu den an den Tag tretenden Kräften der Natur. In gewölbtem Rund dringt aus einer der Brüste der Erdenmutter der Quell hervor und der Mensch eilt, dem reinen, erfrischenden Raß ein Sammelbecken zu graben, zu formen, daß es mehr noch fassen und bewahren könne, es zu kleiden mit undurchdringlichem Stoff, daß die köstliche Gabe nicht verisidere. Diese Bedürfnisse des Nutzens diktiert ihm die ersten und die doch einzig in der Sache selbst begründeten Gesetze des Stils. Aber auch die Form ergibt sich aus dem natürlichen Vorgang von selbst: dem emporquellenden Halbkegel entspricht die ausgehöhlte Halbkugel; die natürliche Empfindung muß erst verdorben sein, ehe sie auf eine andere Form hier nur fallen kann. Damit das Becken nicht bersten, sich nicht neigen könne, wird es von Klammern umschlossen, die tief in die Erde hinunter zu ragen scheinen. Damit die brennende Sonne dem heiligen Geschenk die legende Kühle nicht raube, ruht der Mensch die starkrippigen, Schatten spendenden Ständen, die das feuchte Erdreich am Orte dieses Mysteriums hervortreibt, und kommt der Sorge der Natur entgegen, die Pflanzen zusammenneigend, zusammenbindend zum schützenden Dach. Sinnende Beobachtung des Nothwendigen und des Nützlichen hat hier einen einwandfreien und doch überzeugend ausdrucksvollen Stil geschaffen, ohne auch nur irgend eine Entlehnung aus einem Gebiete anderer Vorstellungen oder Empfindungen zu brauchen. Um ähnliche Wirkung zu fühlen, brauchen die meisten Menschen heute noch Nymphen mit wirklich quellenden Brüsten, speiende Reptile und mit dem Dreizack bewehrte Wassergötter; ich aber möchte hier auch für die Bildnerei den Anfang einer Wandlung sehen, die unser Geschmack auf einem anderen Gebiete bereits durchgemacht hat: in der Dichtung. Das mythologisch-metaphorisch-allegorische Gefindel des deutschen Lehrgedichtes dankte ab zu Gunsten des deutschen Liedes, das Goethe uns schenkte. Und wenn ich einen Sinn mit dem jetzt so müde geheßten und oft unklug angewandten Wort „Heimathkunst“ verbinden soll, so muß es der sein, der hier sich ausdrückt.

Es giebt gewiß gar keine deutsche Kunst und keinen deutschen Stil ohne Beimischung des lyrischen Elementes. Heimliche Lyrik ist das Charakteristikum aller unverdorbenen deutschen Lebensäußerungen. Darum glaube ich, daß wir hier die Anfänge einer deutschen Plastik haben; denn aus diesen Rußgebilden Dürers klingt Etwas wie die Melodie eines Volksliedes. Totenkult und Heilighaltung der Ahnen sind andere Seiten unseres Wesens, — trotz den Chinesen. Wohin sind wir aber da gerathen? Ueberladene Renaissance-Fassaden mit Botivtafeln und Nischen für schöne — immer weibliche —

Engel schmücken die Stätten, wo unsere Lieben ruhen. In goldenen Buchstaben schreit es die Inschrift des Architravs in die Welt: Die Liebe hört nimmer auf! Offenbar aber ist das ganze Arrangement doch nur für Vorübergehende gemacht. Obrists Modelle von einfachen Grabdenkmälern sind ihrem Zweck entsprechende Anlagen, wieder von schöner lyrischer Gliederung, bieten wirklich Orte, wo man in liebendem Gedenken weilen mag. Vor dem wichtigen Steinwürfel, der das Grab bedeckt, und eben so zu seinen Seiten schieben sich kleinere Steinwürfel vor, die zum Ruhen einladen. Schlichte Flächen oberhalb, um Töpfe mit blühenden Pflanzen jeder Jahreszeit dort aufstellen zu können, geräumige Seitenwände, um immer frische Kränze dort aufzuhängen, die auf der feuchten Erde vermodern würden, — und gar nichts mehr. Vor Allem gar nichts, das Etwas bedeuten sollte! Das Häufchen Asche, das schließlich einzig von einem Jeden übrig bleibt, der Erde soll es, von der es einst Leben empfing, auch nach Christengebot, wieder gehören. Willkür Ueberlebender soll diesen letzten Rest nicht umherschleppen auf der wilden Jagd Gewinn suchenden Treibens, soll es nicht verstreuen: und darum läßt Obrist die Aschenurne für die Reste eines in den Bergen seines Lebens froh Gewesenen aus einem Felsblock herauswachsen. Bei anderen Urnen wieder ist das Unverlegliche dieser letzten Hüllen des stofflichen Restes durch sinnvolle Konstruktionen der Deckelverschlüsse symbolisch gekennzeichnet: eine Kleinigkeit, sicherlich, aber sie bringt das dumme Wort, das beim Betrachten von Kunst den Dämnesten heute geläufig ist, zu Ehren: „Das ist empfunden.“ Als empfunden im besten Sinne berührt mich eine andere Aschenurne, die die Grundform der länglichen Frucht einer Pflanze — vielleicht einer großblüthigen Umbellifere — ins Kolossale überträgt. Der Künstler that fast nichts hinzu. So hebt er die in einem kleinen, ärmsten Samentorn, deren die Stürme Tausende verwehen, kaum von irgendwem je bemerkte künstlerische Form zum monumentalen Ausdruck und zum Ausdruck der befreiesten Welteinsicht: der Tod der Blüthe ist Werden der Frucht und neuen Lebens Gewähr.

Sind wir wirklich noch so weit vom Verständniß solcher Symbolik? Sollte nicht die Zeit nah sein, wo wir die Kraft unbirrten Muthes auch anders ausdrücken können als durch eine Thierhändigerin, die den Fuß auf eine Pantherfelle setzt? Man darf es hoffen, wenn von Vielen das Streben nach neuer Plastik getheilt wird, das Obrist in die Worte kleidet: „Zweckmäßige Gebilde zu steigern, nicht bis zur Schönheit, nein, bis zur Poesie.“

Schmargendorf.

Max Martersteig.



Selbstanzeigen.

Ärztliche Ethik. Die Pflichten des Arztes in allen Beziehungen seiner Thätigkeit. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke, 1902.

Der Zweck meines in elf Kapitel eingetheilten Buches ist, wie schon aus dem Untertitel hervorgeht, die Pflichten des Arztes in allen Beziehungen seiner Thätigkeit zu besprechen. In dem einen Kapitel, das die Standesfragen behandelt, versuche ich, die eigentlichen ethischen Pflichten von den Standespflichten abzugrenzen. Das ist um so nöthiger, als in dieser Beziehung eine gewisse Begriffsverwirrung herrscht und die ethischen Pflichten des Arztes gerade von Ärzten oft mit den Standespflichten verwechselt werden. Zum Beispiel kann das Verbot, zu annonciren, nur als eine Standespflicht, niemals aber als eine ethische Pflicht im engeren Sinn des Wortes aufgefaßt werden. Eingehend sind erörtert: die Psychotherapie und ärztliche Politik, das Berufsgeheimniß, das ärztliche Konsilium und das Verhalten des Arztes beim Sterbenden. Hier wende ich mich besonders gegen das unnöthige Quälen des Sterbenden. Man soll nicht, um noch einige Athemzüge auszulösen, allerlei künstliche Manipulationen mit dem Sterbenden vornehmen, allerlei Reize ausüben; vielmehr mögen Arzt und Angehörige daran denken, wie sie selbst dereinst behandelt zu sein wünschen, wenn ihre letzte Stunde gekommen ist. In dem einen Kapitel, das die bedenklichen ärztlichen Maßnahmen erörtert, werden das Recht der Täuschung, der Rath zum illegitimen

Geschlechtsverkehr und manches andere hierher Gehörige besprochen. Bei den wirtschaftlichen Fragen stelle ich mich im Wesentlichen auf den Standpunkt, daß die Aerzte ihre Lage verbessern könnten, wenn sie sich bei der Regelung der Honorarfrage nicht zu sehr von falsch verstandenen Standesinteressen leiten ließen. So halte ich die ungenirte freie Vereinbarung des Honorars nicht nur vom Standpunkte des formellen Rechtes, sondern auch von dem der Ethik für ein Recht der Aerzte. Das der medizinischen Wissenschaft gewidmete Kapitel berührt auch die Freiheit der Wissenschaft, die weit mehr durch die menschlichen Schwächen der Forscher selbst, Neid, Mißgunst, Eitelkeit, beschränkt wird als durch die Regierungen. Im letzten Kapitel behandle ich die Vorbildung des Arztes. Die Realschulbildung halte ich für eine durchaus hinreichende Vorbildung und ich trete auch für die Zulassung der Frau zum Studium der Medizin ein. Für die ethische Entwicklung seiner Zuhörer kann das gute Beispiel des Lehrers viel wirken, zum Beispiel das Verhalten des Klinikers dem Kranken gegenüber, das Fernhalten aller Reklame bei der Auswahl und bei dem Inhalt der Vorlesungen. Allerdings wird der medizinische Unterricht erst dann wesentlich verbessert werden, wenn eine größere Decentralisirung eintritt. Das Vorrecht einiger Kliniker, die sogenannten Praktikantenscheine auszustellen, die eine Vorbedingung zur Zulassung zur Staatsprüfung sind, hat zu einer bedenklichen Ueberfüllung vieler Kliniken geführt, so daß man hier nicht mehr von einem klinischen Unterricht sprechen kann. Es handelt sich oft genug nur um eine theoretische Vorlesung, bei der ein Patient zugegen ist, da in diesen überfüllten Kliniken höchstens die zunächst Sitzenden und Stehenden Etwas sehen können. Offenlich läßt sich der Minister durch Angriffe nicht abhalten, Reformen einzuführen und den klinischen Unterricht

da, wo eine Ueberfüllung besteht, durch Decentralisirung zu verbessern. Er wird sich damit den Dank der künftigen Vortzenerationen und der Menschheit erwerben.

Dr. Albert Roll.

•

Transaktionen. Schauspiel in drei Aufzügen. Eduard Avenarius, Leipzig.

Den glücklichen Transaktionen des Bauunternehmers, der aus unzugänglichen Evidden an der Peripherie der Großstadt neue Stadttheile voll Glanz und Pracht entstehen läßt, sind seelische Transaktionen entgegen gehalten. Die Frau des Großunternehmers lebt inmitten hunder Typen der bürgerlichen Salons in anezogener Stübele. In ihrer psychischen Zerfahrenheit wähnt diese Intransigente, das Lebensglück zu erfassen, wenn sie den Jugendfreund dauernd dadurch an sich fesselt, daß sie ihn mit ihrer Schwester verheirathet. Aus diesem Transigiren mit dem eigenen Gewissen entsteht der Konflikt des Stückes.

Moriz von Engel.

•

Der junge Fekner. Ein junger Mensch aus gutem Hause. Hermann Eemann Nachfolger. Leipzig 1902.

Es giebt vorsorgliche Selbstmörder, die sich mit den Abschiedsbriefen und dem Testamentmachen nicht begnügen; sie setzen sich ein letztes Mal an den Schreibtisch und verfassen ein Schriftstück, in dem es heißt: Vom tiefsten Schmerz erfüllt, wird hiermit Nachricht gegeben von dem Ableben des unvergeßlichen Herrn . . . und so weiter. Kurz, eine echte und rechte, schön stilisirte Todesanzeige. Der Autor, der sich vermißt, sein Buch einem hohen Adel und einem geehrten Publikum selbst vorzustellen, ist in einer ähnlichen Lage wie dieser lächerliche Selbstmörder. Denn die Dichtung ist nichts als ein Dokument, daß man gewesen, und jedes Buch ist eine Leiche oder doch ein Sarg, darin die überwundenen Gefühle, die enttäuschten Erwartungen, die zwecklos verträumten Stunden und Jahre und andere theure Tote liegen. Doch der Leser will keine Totengräberphilosophie, will vielleicht Etwas vom Inhalt hören und Winke haben, auf wen Dieses und Jenes gemünzt und ob das Buch überhaupt kaufens- und lesenswerth sei. Fatal, recht fatal. Das Wischen Inhalt erschöpft sich nämlich im Untertitel: Ein junger Mensch aus gutem Hause. Mancher wird diesen Inhalt tabeln, ihn dürrftig und banal nennen; der Autor erwidert auf die noch ungeschriebenen Kritiken schon jetzt: Dieser Tabel bedeutet Lob; der Inhalt ist Nebensache, freilich notwendige Nebensache, wie das Holzgitter, an dem man die Schlingpflanzen in die Höhe wachsen läßt. Hier ist es das Zimmergrün der Empfindungen und Gedanken. Ob mein Buch kaufenswerth ist? Der Verleger sagt Ja; der Autor muß leider verneinen. Der Käufer erwartet für sein gutes Geld eine rührende, spannende Geschichte für die langen Winterabende und er wäre darum enttäuscht und betrogen. Meine Geschichte ist nicht rührend und nicht spannend. Und lesenswerth? Je nun, der Autor selbst hat sie freilich mehrmals gelesen, aber Das beweist wenig. Wohlwollende Freunde des Autors waren davon entzückt: Das beweist noch weniger.

•

Wien.

Ludwig Dirschfeld.

Lebensführung. Von Ralph Waldo Emerson, übersetzt von Karl Federn; J. C. C. Bruns, Minden, 1900.

Im Jahre 1837 schrieb Emerson einem Freunde: „Bleib an Deiner Stelle und schreibe. Mögen sie auf Dich hören oder nicht. Das geschriebene Wort bleibt, bis es langsam, unerwartet und in weit entlegenen Orten seine eigene Kirchengemeinde sich geschaffen hat.“ Im Jahre 1856 schrieb er selbst „fröhlich“ in sein Tagebuch: „Ich habe nun seit fünfundzwanzig oder dreißig Jahren Dinge gesagt und ausgesprochen, die man einst neu nannte, und ich habe heute nicht einen einzigen Schüler.“ Vier Jahre nach diesen bescheidenen Worten erschien seine Essay-Sammlung *Conduct of Life* — das selbe Buch, das ich dem Leser eben unter dem Titel „Lebensführung“ vorlege — und die ganze Auflage wurde in zwei Tagen vergriffen; heute — es ist allerdings wieder fast ein halbes Jahrhundert später — sind seine Werke in alle Sprachen der Kulturvölker übersetzt und er hat gleichsam die chemische Zusammensetzung des Geistes unserer Tage beeinflusst. An dieser Entwicklung ist nichts Auffallendes. Und die Aufsätze selbst, die populärer gehalten sind als irgend ein anderes seiner Werke — sie waren ursprünglich Vorlesungen, die er im Westen der Vereinigten Staaten hielt —, sagen ihren Inhalt im Titel: Sie sind gleichsam eine Ethik und Metaphysik des täglichen Lebens. Sie ziehen mehr Konsequenzen aus seinen Grundanschauungen, als sie diese selbst verkünden, und führen vielleicht gerade darum leichter zu ihm als die früheren Essays. Eins aber zeichnet all diese großen Amerikaner, Emerson so gut wie Whitman und Thoreau, vor den Verkündern neuer Anschauungen aus, die wir gewohnt sind: sie fordern nicht stürmisch die Bekehrung der Anderen zu ihrer Ansicht. Nichts liegt ihnen ferner als die Annahme der Prediger und Sektenstifter. Jene Kirchengemeinde, die sich allmählich um ihre Worte bildete, wollten sie nicht gründen. Sie konnten sie fröhlich entbehren. Sie haben sich niemals über Mangel an Anerkennung beklagt. Sie bekümmerten sich nicht um Schüler oder Anhänger, denn sie waren überzeugt, daß ihr geschriebenes Wort organisch die Menschen gewinnen mußte, die geeignet waren, es aufzunehmen. Andere wollten sie nicht, — ja, selbst Diese nicht als blinde Verehrer. Sie waren souverain genug, um auf Beifall und den Hoffstaat der Anhängerschaften verzichten zu können. Ihr letztes Wort ist stets: „Du sollst nicht auf des Meisters Worte schwören!“ In Whitmans Gedicht „Ich und die Reinen“ stehen die Verse:

Ich sage zur Welt: Mißtrau' den Berichten meiner Freunde,
höre vielmehr auf meine Feinde —; so thue ich selbst.

Ich sage Euch: Betwerfet Alle, die mich erklären, denn ich kann
mich selbst nicht erklären.

Und ich sage Euch noch einmal: Keine Lehre und Schule soll nach
mir gegründet werden.

Ich sage Euch: Alles und Jeden sollt Ihr frei lassen, wie ich Alles
frei ließ . . .

Dieses bescheidene Bedürfnis, nichts zu fordern, was sich nicht organisch ergibt, sich keinem aufzudrängen und Keinen zur eigenen Meinung bekehren zu wollen, sondern Jeden gewähren zu lassen nach seiner Art, — ich weiß nicht,

ob es amerikanisch ist: jedenfalls ist es ein charakteristischer Zug moderner Denkweise und vielleicht der wesentlichste Fortschritt in unserer sittlichen Entwicklung. Und jedenfalls charakterisirt dieser geistige Republikanismus, diese Bescheidenheit der Großen die neue westliche Ethik, wie Intoleranz und Hochmuth all die Lehren und Denkweisen asiatischen Ursprunges charakterisiren, die unser geistiges und sittliches Leben leider noch immer beherrschen.

Wien.

Dr. Karl Federn.

Perikles. Verlag von Karl Reizner, Leipzig. Preis 50 Pfennige.

Die Art, wie Athen unter eines weisen Mannes Leitung die Friedensperiode benutzte, die ihm erwuchs, nachdem es seinen großen nationalen Krieg beendet hatte, ist lehrreich für alle Zeiten. Vor Allem lohnt es sich, die Persönlichkeit des Perikles, der nicht in der Geschichte erhabener Ahnen ein zuverlässiges Kollegienheft über Politik besaß, zu beleuchten, seine politischen, religiösen und künstlerischen Prinzipien zu zeigen. Perikles war schlicht und einfach, ohne die komischen Unarten des Perikles. Er verschmähete, durch Prunk und Pomp zu repräsentiren. Gegen Beleidigungen war er nachsichtig; seine Reden waren ernst und sachgemäß, außerdem nicht launenhaft hingeworfen, sondern wohl vorbereitet. Seine äußere Politik war weise. Trotzdem ihm und allen Athenern das Klirren der siegreichen Waffen als ein lockendes Rufen in den Ohren klang, verschmähete er, die Macht zu vergrößern, den athenischen Namen in blutigem Pomp über die Erde zu zerren. Auch sein Verantwortlichkeitsgefühl, das ihn vor dem Größenwahn sozial hochstehender Dilettanten immer bewahrte, und seine religiöse Ehrlichkeit, die keinen Zwiespalt zwischen Ethik und Praxis duldete, hinderten ihn an kriegerischen Experimenten. In der Religion ließ er die natürliche Entwicklung ihren Gang gehen. Er konnte sich weder mit phrasenhafter und schwülstiger Dankbarkeit in der Romantik verbliebenen Götterglaubens noch diktirte er dem Volk die Lehrsätze moderner Freigeistigkeit. Der alte strenge Götterkult und die neuen Dinge, die in der Luft lagen, kämpften und mischten sich mit einander. Das Resultat war eine gereinigte, freiere, zeitgemäße Religion, die einmal den werthvollen Fonds der alten nationalen Erfindungen, aber auch den beweglichen Geist moderner Ideen enthielt. Perikles machte das Wohl und die Vortheile des Einzelnen nicht abhängig von dessen Glauben und Ueberzeugungen, vernichtete nicht nach persönlichem Geschmack mit brutaler Hand in der Seele des Volkes diese Keime, um jene zu fördern. Wie in der Religion war er auch in der Kunst von zu vornehmem Geschmack, um allen Dingen seinen persönlichen Stempel aufzudrücken, wie ein Knabe auf jedes Ding seinen Namen kriegeln zu müssen. Frei durfte sich die Kunst entwickeln; er mißbrauchte sie nicht zu politischen oder persönlichen Zwecken, und wenn die großen Werke jener Tage enthüllt wurden, standen nicht die Besten der Nation zürnend bei Seite. So sah der Bürger, der durch Athen wandelte, in den Kunstdenkmalen der Stadt nicht die offiziellen Kundgebungen eines unbeträchtlichen Privatgeschmacks, sondern die Offenbarungen des nationalen Geistes. Die Liebe der Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt wurden der schöne Lohn des Perikles.

Pofen.

Wilhelm Uhde.

Zechenpolitik.

Das Abgeordnetenhaus hat ohne lange Berathung den „Gesetzentwurf betreffend den Erwerb von Bergwerkseigenthum im Oberbergamtsbezirk Dortmund für den Staat“ genehmigt. Dieser Zechenerwerb ist dennoch wichtiger als jeder bisherige Grubenankauf durch den Fiskus. Hätte der Staat die früher ins Auge gefaßte Zeche Konsolidirte Nordfeld in Pfalz Bayern erworben, so hätte man nur dem Eisenbahnminister zu gratuliren brauchen, daß er seine Kohlen 1 bis 1½ Mark billiger einkauft. Der jetzt vorgelegte Verstaatlichungsplan hat aber eine weit über diese kaufmännische Transaktion hinausgehende verkehrswirtschaftliche und dadurch auch politische Bedeutung. Er hängt innig mit der künftigen Kanalvorlage zusammen; ja, er läßt schon erkennen, für welche der beiden strittigen Tracen des Rhein-Elbekanals die Regierung sich entscheiden wird.

Im Laufe einer fünfjährigen Entwicklung haben sich die Preise für nordwestfälische Grubensfelder auf das Drei- und Vierfache erhöht. Während des Niederganges der Konjunktur sind sie eher noch gestiegen; und zwar ohne eigentliches Zutun der Spekulation. Die Felder sind seit Jahren in festen Händen, auch die handelbaren Antheile festgelegt und die Gestaltung des Bohrfelderwerthes daher der Jobberei wenig zugänglich. Die Steigerung des Bohrfelderpreises im nördlichen Westfalen ist vielmehr thatsächlich berechtigt.

In den südlicheren, eng besiedelten Revieren sind freie Kohlenfelder recht selten und wenig umfangreich. Sie sind auch von ausgedehnten Grubengebäuden und Zechenvereinen umschlossen und einer selbständigen Zukunft beraubt. Anders im Norden. Der zur Muthung Berechtigte fand hier weite bergfreie Gelände und wenig besiedeltes, also billiges Bauland, — Vortheile, denen allerdings die Abgeschiedenheit von den Verkehrsstrahlen und die Nothwendigkeit, Arbeiterkolonien zu bauen, gegenüberstanden. Immerhin haben unsere besten und solidesten Kohlenindustriellen, als vor fünfzehn Jahren die Wirkungen der Schutzollpolitik sich stärker geltend machten, die Grundlage für die Bildung eines neuen nordwestfälischen Kohlenreviers zwischen Hamm und der Lippe-Mündung gelegt. Von den Eisenindustriellen ist der große wirtschaftliche Gedanke, um das Centrum des Emskanals einen großartigen Kohlenbergbau ins Leben zu rufen und auf diesem wieder eine für den Export arbeitende moderne Stahlindustrie aufzubauen, also mit neuzeitlichen Mitteln die Hauspolitik, die zur Gründung des londoner Stahlhofes führte, wiederaufzunehmen, in dieser Verbindung erst spät gewürdigt worden. August Thyssen, der bei der jetzigen Verstaatlichungaktion die Hauptrolle spielt, ist unter den Wenigen der Erste gewesen; er hat die Entwicklung am Frühesten vorausgesehen und deshalb die feinsten Dispositionen zu treffen vermocht.

Die Entwicklung der nördlichen Felder wurde dadurch gehemmt, daß das Kohlengebirge erst in ziemlicher Tiefe angetroffen wird und der Wasserreichthum in den wenig abgezapften Geländen recht erheblich ist. Inzwischen ist aber die Tiefbautechnik, namentlich seit der Einführung des Rind-Chaudron-Verfahrens, ohne Schwierigkeiten zu Tiefen von annähernd 1000 Meter vorgebrungen; und die Maschinenindustrie, besonders die elektrische, baut Wasserhaltungen, die den größten Zuflüssen gewachsen sind. Die Wassergefahr hat überhaupt von ihrem Schrecken viel verloren. In der größeren Tiefe aber ist ein Reichthum an

werthvollen Erzden erschlossen worden, der die südlichen Reviere in Schatten stellt. Die früher absolut bezweifelte Zukunft des Nordens ist heute, nach den glänzenden Schachtauffschüssen der Georg-Marienhütte, der Zechen Minister Ahenbach, Jätern und der Bergwerksaktiengesellschaft Hibernia in dem hervorragenden Felde Schlägel und Eisen, ein eben so fester Glaubenssatz der bergbaulichen Kreise Westfalens. Im letzten Jahr sind die glänzenden Ergebnisse der Aufschlußarbeiten im henrichenburger Felde der Gewerkschaft König Ludwig als Bestätigung hinzugekommen. Nach solchen Resultaten haben sich dann die Harpener Bergbau- und die Hibernia-Aktiengesellschaft zu umfangreichen Käufen in der Felberggruppe veranlaßt gesehen, die sich wie ein Gürtel vom Rhein bis nach Hamm hinzieht. Wenn diese Gesellschaften im letzten Jahr etwas zurückhaltender geworden sind, so lag Das daran, daß man die Entscheidung über die Kanalvorlage und damit über die Frage, ob Emscher oder Lippe kanalisiert werden solle, abwarten wollte, — um so mehr, als der Staat, auch aus Rücksicht auf das Kanalproblem, die Konzession der Bahnlinie Hamm-Osterfeld, eines neuen Ausfallweges der nördlichen Zechen nach dem duisburg-zuhrorter Hafen, hintanhält. Mit dem Ausbau der Emscher verliert natürlich diese Bahn ihre ausschlaggebende Bedeutung als des kürzesten und billigsten Zufuhrweges nach den Rheinhäfen. Wenn dagegen der Ausbau der Emscher unterbleibt, so wird die essener Industrie von einer unmittelbaren Wasser Verbindung mit der Nordsee abgeschnitten. Die nördliche Kohlenindustrie sieht sich auf die allmählich an dem Emskanal entstehenden Eisenwerke und den Export über den emdener Hafen angewiesen, so daß der innere Kohlenmarkt eine Entlastung erfährt. Diese Entwicklung hat das rheinisch-westfälische Kohlen Syndikat durch die Gründung der den Emskanal befahrenden rheinisch westfälischen Transportaktiengesellschaft mit dem Erfolg unterstützt, daß die vorgeschrittenen nördlichen Gruben durch den Bau von Stigkanälen den Anschluß an den Emskanal suchen. Einstweilen bildet also Dortmund das Herz des neu entstehenden Industriebezirkes. Mit dem Ausbau der Köln-Mindener Bahn tritt Hamm später als Nebencentrum hinzu. Die Ausbaggerung des emdener Hafens wird unseren transoceanischen Dampfschiffahrtsgesellschaften gestatten, dort bunkern zu lassen, so daß künftig für den Wettbewerb der westfälischen mit den englischen Kohlen im hanseatischen Gebiet in steigendem Maße die nördlichen Zechen in Frage kommen.

Tritt dann später der Ausbau der Lippe hinzu, so erweitert sich der Rahmen des Bildes ganz wesentlich. Durch den Lippekanal erhält die nordwestfälische Kohlenindustrie einen unmittelbaren und gegenüber den südlichen Revieren wesentlich kürzeren Ausfallweg nach Holland und Belgien; vielleicht wird sie, da sie nur mit Wasserfrachten arbeitet, die englischen Gruben aber mit rasch wachsenden Selbstkosten zu rechnen haben, selbst in den britischen Häfen wettbewerbsfähig, während sich ihr durch den Rhein-Elbe Kanal eine Chance, auf dem berliner Markt zu konkurriren, eröffnet, bei der sie ebenfalls noch einen Vorsprung vor dem Süden hat. Wichtiger vom nationalwirtschaftlichen Standpunkt ist dann noch die unausbleibliche Niederlegung einer neuen Eisenindustrie in der ganzen Breite der Nordfront Westfalens, unmittelbar am Wasserwege, mit billiger elektrischer Kraft und abgekürzter Zufuhr für die fremden Erze und abgekürzter Abfuhr für Roheisen, Holzzeug und Fertigfabrikate, sei es nun über

den Rhein, sei es durch den Emskanal oder den Rhein-Elbe-Kanal. Da eröffnet sich also eine großartige Perspektive, und zwar, da der Mittellandkanal in längstens fünfzehn Jahren gebaut sein dürfte, in verhältnißmäßig greifbarer Nähe.

Die Hauptmasse der Berechtigten, die von der Regierung jetzt erworben werden sollen, gruppirt sich um den Oberlauf der Lippe und den Dortmund-Ems-Kanal; die Hauptmasse auch in dem technischen Sinn der, so weit bis jetzt bekannt ist, werthvollsten unterirdischen Aufschlüsse; und nochmals die Hauptmasse, so weit fertige Transportwege in Frage kommen. Die verkehrstechnische Begrenzung dieser Gruppe nach Westen ist die in den ruhrorter Hafen auslaufende Strecke Haltern-Necklinghausen der Köln-Mindener Bahn, so daß nach Norden wie nach Westen der Anschluß gesichert ist. Bergrechtlich markschreiben die wohinwinkelschen Berechtigten nach Westen mit dem kostbaren Felde Schlägel und Eisen, aus dem die *Hibernia* schon jetzt die größte und werthvollste Menge ihrer Förderung entnimmt und das von einem weitsehtigen Fiskus noch im Jahre 1898 als unbezahlbares Verbindungsglied von selbständigem Werth mit der westlichen Gruppe der anzukaufenden Zechen Vereinigte Glabbeek erworben werden konnte. Aber thatsächlich war hier nicht der Fiskus, sondern der Vorbesitzer Thyssen der Weitschauende. Der Fiskus ist sogar jetzt noch nicht weitschauend, da er seine Berechtigte nicht durch den Erwerb der nördlich von Schlägel und Eisen niedergebrachten Bohrungen zu einem geschlossenen Felderkomplex abrundet. Zwischen Haltern und Dorsten vermittelt eine Bahn den Zusammenhang der beiden Gruppen. Die Zechen Glabbeek selbst hat Schienenverbindung nach Ruhrort und nach Nordosten durch die Köln-Mindener Bahn. Dicht an der Schachtauflage geht ferner die bereits tracirte Linie der vorhin nach ihrer Bedeutung gewürdigten Bahn Hamm-Nierfeld vorbei, die dann dicht südlich Necklinghausen und dicht nördlich Waltrop passirt, wo sich die Haupterschächte der östlichen Staatsgruben befinden werden. Zwischen beiden Städtchen schneidet diese Tracé den Dortmund-Ems-Kanal. Mit einem kurzen Stichkanal ist von der Zechen Glabbeek aus bei Dorsten die Lippe auch im Westen zu erreichen. Ferner führt eine Strecke der Bergisch-Märkischen Eisenbahn dicht an Glabbeek vorbei nach Dorsten. Ein Stichkanal nach Süden zur Emscher hätte eine nahezu doppelte so lange Strecke, und zwar auf industriell dicht besiedeltem Gelände, zu durchlaufen, während die Wasserverbindung nach Norden keinerlei städtisches Gebiet passirt. Dazu kommt, daß die Bergbehörde bei der Tracirung der Emscherlinie von der Zechen Glabbeek forderte, sie solle einen Sicherheitseiler stehen lassen. Ist also, obwohl die Regierung bei der Vertheidigung ihrer Vorlage auf die relativ guten Bahnverbindungen der neuen Zechen hinweisen konnte, die Entscheidung für die Lippekanalisierung klar, so wird die der Regierung vor Augen stehende Entwicklung noch deutlicher, wenn man hört, daß eine erste deutsche Bank — sei es vorläufig auf eigene Rechnung, sei es in der Erwartung eines späteren Geschäftes mit dem Staate — sich an der oberen Lippe die Kontrolle noch über weitere Kohlenfelder gesichert hat und daß der Fiskus auch nach dem offiziellen Abschluß seiner Zechenkäufe Anstellungen von Kohlenfeldern sich bis in die jüngste Zeit machen ließ. Natürlich ist das Alles heimlich geschehen; neuerdings wird auch ein Stillstand in den Ankaufprojekten eingetreten sein, damit die Spekulation von den Bohrfeldern abgelenkt wird und die Besitzer des Feldes nicht zu üppige Preise fordern.

An der Lippe entlang bis zum Rhein zieht sich ein Gürtel von Bohrfeldern, über die sich die Firma Thyssen & Co. mit ihren Freunden und Kunden die Kontrolle in der Weise gesichert hat, daß sie die Minderheit der Anttheile erwarb, die zur Verhinderung des Verkaufes hinreichte. Zudem Thyssen so die übrige Eisenindustrie von dem künftigen Ausfuhrweg absperrete, sicherte er auch seinem eigenen, zwischen Lippe und Emscher am Rhein gelegenen Werke Deutscher Kaiser, das seit einigen Jahren bereits den belgischen und holländischen Einfuhrmarkt, kaum bestritten von der Phönix-Aktiengesellschaft, beherrscht, einen überhaupt nicht mehr einzuholenden Vorsprung. Das Werk Deutscher Kaiser ist mit großem Geschick so gelagert, mit Grubenfeldern ausgestattet und arrondirt, daß es die Ufererstreckung des Rheines zwischen Emscher und Lippe fast gänzlich, und zwar so ausschließlich beherrscht, daß die übrigen großen Eisenwerke, zum Beispiel die Gute Hoffnung-Hütte, von der unmittelbaren Verbindung mit dem Rhein abgeschnitten sind. Dadurch, daß der Staat zum Lippe-Interessenten geworden ist, erhält Thyssens Absperkungssystem den Schlüsselstein. Lagert sich am Westende der Lippelinie Deutscher Kaiser wie ein Sperrfort, so hat Thyssen gegen das Ende der Hochkonjunktur auch die Pläne und die Grubenerwerbskombination für ein großes Hochofenwerk am Dortmund-Ems-Kanal fertig gestellt; seine Exportpolitik soll einst auf der ganzen breiten Basis des Vierecks Rhein-Lippe-Ems-Kanal die Entwicklung der nordwestfälischen neuen Eisenindustrie beherrschen.

Essen.

Rudolf Klahre.



Zucker.

Sorn und Freude haben von zwei verschiedenen Seiten her die Verhandlungen der brüsseler Zuckerkonferenz begleitet. Die Geister sind mit solcher Gewalt aufeinandergeplatzt, daß selbst ohne besonderes Verständniß für wirtschaftliche Fragen der Zuschauer merken mußte, wie wichtig die Sache war, um die es sich handelte. Und wirklich ist ja der Zucker zu einem so wichtigen Genusmittel für alle Bevölkerungsklassen geworden, daß an seiner Preisbildung jeder Haushalt interessiert ist. Auch unterscheidet dieses Genusmittel sich insofern von anderen, als der Zucker einen erheblichen Nährwerth besitzt, also für die Volksernährung sehr gut nutzbar gemacht werden kann.

Die Etappen der deutschen Zuckersteuergesetzgebung bezeichnen den Weg der ganzen handelspolitischen Entwicklung in Deutschland. Während der *Mera Caprisi* wurde, am letzten Maitage 1891, neben einer Aufhebung der Rübenmaterialsteuer und einer Normirung der Verbrauchsabgaben, beschlossen, vom einunddreißigsten Juli 1897 an sollten die Ausfuhrprämien wegfallen. Diese Ausfuhrprämie wurde je nach der Klasse, der der Zucker angehörte, zunächst auf $1\frac{1}{4}$, 2 und $2\frac{1}{2}$ Mark festgesetzt. In den letzten Jahren vor der Aufhebung sollten die Prämien noch etwas ermäßigt werden. Die Aussicht auf Aufhebung der Ausfuhrvergütung hemmte jedoch nach 1891 nicht das Wachstum der Rübenkultur. Wie behauptet wurde, war daran die Aufhebung der Materialsteuer

schuld, da mit ihr zugleich die Prämie auf besonderen Zuckergehalt der Rüben aufgehört hatte, so daß es nun lohnend wurde, auch in Gebieten mit geringerem Zuckergehalt zu produziren. So dehnte sich denn der Rübenbau immer weiter aus; und als um die Mitte der neunziger Jahre eine sehr günstige Ernte erzielt wurde, stand man vor dem Schreckgespenst der Ueberproduktion. Inzwischen hatte die handelspolitische Anschauung der deutschen Regierungen sich wesentlich verändert. Das System Caprivi-Marshall lag in den letzten Zügen. Nur mit Hilfe der Sozialdemokratie hatte man den rumänischen und den russischen Handelsvertrag noch durchzusetzen vermocht. Die Agrarier organisirten sich zum Kampf und gewannen größeren Einfluß auf die Regierungen. So hatte denn ein Antrag des Abgeordneten Paasche den Erfolg, daß am zwanzigsten Mai 1895 eine von der Regierung eingebrachte Novelle zum Zuckersteuergesetz angenommen wurde, die zunächst einen Aufschub in der Herabsetzung der Ausfuhrprämie vorsah. Diese Novelle war ein Wendepunkt in der deutschen Zuckerpolitik. Wie auf anderen wirtschaftlichen Gebieten, ging man auch hier mit Sturmschritten zum Protektionismus über. 1896 kam ein komplizirtes Steuergesetz zu Stande, das die Ausfuhrprämie nicht nur beibehielt, sondern verdoppelte. Die Verbrauchsabgabe für inländischen Zucker wurde auf 20 Mark für den Doppelzentner festgesetzt.

Der Deutsche hat also auf das Pfund Zucker 20 Pfennige zu bezahlen; der ausländische Zucker bezahlt 20 Pfennige Zoll, während der inländische 10 Pfennige Verbrauchsabgabe an die Steuerbehörde und dazu die Differenz zwischen der Verbrauchsabgabe und dem Zoll in der Regel an die Zuckerproduzenten zu bezahlen hat. Die Folge dieser Zollpolitik war in erster Linie eine Einschränkung des deutschen Zuckerkonsums. In Deutschland betrug der Verbrauch an Zucker auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre 1900 13,7 Kilo. Danach steht von allen „Kulturländern“ Deutschland so ziemlich auf der niedrigsten Stufe. Amerika konsumirte im Durchschnitt der letzten fünf Jahre etwa 28, Großbritannien beinahe 40 Kilo auf den Kopf. Diese Zahlen und namentlich auch die Thatsache, daß die Produktion von Jahr zu Jahr riesig gestiegen ist, zeigen Eins schon deutlich: in Deutschland und auch im Nachbarlande Oesterreich ist der Export zur weitaus wichtigsten Angelegenheit der Zuckerindustrie geworden. Gerade die Gemäßigung von Ausfuhrprämien mußte ja zu einer ungeheuren Ausdehnung des Exportes führen. Die von den Prämien erhoffte Wirkung blieb aus; denn bald unternahmen natürlich auch die anderen Staaten den Versuch, ihrer Zuckerindustrie mit diesem Mittel aufzuhelfen, und so wurde denn überall in den verschiedensten Formen zur Zuckerausfuhr angespornt. Auf dem Weltmarkt sank in Folge dieser Politik der Preis immer mehr. Die Konkurrenz wurde wüth und wütheter. Die Folge davon war wieder, daß die Zuckerproduzenten in Deutschland und auch in anderen Ländern vom inländischen Verbraucher sich den Betrag zurückzahlen ließen, den sie auf dem Weltmarkt am Preis nachlassen mußten. Die Prämiensubvention mußte, in Verbindung mit der hohen Verbrauchsabgabe und dem hohen Schutz Zoll, zur Kartellbildung förmlich reizen. In Deutschland erhebt denn auch das Zuckerkartell von dem deutschen Konsumenten auf das Pfund eine Extrapremie, die in der letzten Zeit zwischen 7 und 8 Pfennigen geschwankt hat. Jeder deutsche Staatsbürger hat also 10 Pfennige an die Steuerbehörde und 7 bis 8 Pfennige an das Kartell zu zahlen, wenn er ein Pfund Zucker verzehrt. Die Herren vom Zucker-

kartell mußten sich aber sagen, daß eine so rasch vermehrte Zuckerproduktion nicht lange mehr unterzubringen sein würde. Man besann sich jetzt, namentlich, weil seit dem amerikanischen Zuckerkrieg die Produktion der Vereinigten Staaten übermächtig vorherrschend zu werden drohte, auf die Vorzüge des inneren Marktes. Die dabei angewandten Mittel waren wieder sehr charakteristisch für die Art, wie man am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland nationale Wirtschaftspolitik treibt. Man dachte zunächst daran, den Zucker als Soldatenration einzuführen. Die Idee ist an sich, wegen des hohen Nährgehaltes des Zuckers, gar nicht übel. Um diesen Nährwerth ins hellste Licht zu rücken, mußte man so oft wie möglich für den Zucker Reklame machen. Schon am vierten März 1899 wurde in der Deutschen Tageszeitung auch von dem bekannten Agrarkulturchemiker Professor Waercker auf die Mittel hingewiesen, die den inländischen Zuckerkonsum heben könnten. Auf der Liste der „kleinen Mittel“ stand da „die Einführung des Zuckers in die Nation der Soldaten, die Beseitigung des Saccharin-Angebots und die Abschaffung des Theezolles.“ Auch wurde in diesem Artikel verlangt, man solle Zucker in größeren Mengen denaturieren, um ihn als Schweinefutter verwenden zu können, und dieser denaturirte Zucker solle die selbe Prämie erhalten, wie wenn er exportirt worden wäre. Angesichts der ungeheuren Konsumkraft Deutschlands scheint mir der Ausweg, einen Theil der Zuckerproduktion zur Viehfütterung zu verwenden, im höchsten Maße bedenklich; er erinnert an das Verfahren der mittelalterlichen Handelsherren, die, um die Preise hoch zu halten, ganze Schiffsloadungen Pfeffer ins Meer versenken ließen.

Waercker empfahl einen höheren Kornzoll, damit die Getreideproduktion wieder rentabel werde, der Landwirth also nicht Rüben zu bauen brauche und die Ueberproduktion von Zucker verschwinde. Darüber wäre höchstens zu reden, wenn seit dem Wachsen der Rübenkultur die Anbaufläche für Brotpflanz zurückgegangen wäre. Da sie aber größer geworden ist, kann man die schlechte Rente des Kornbodens wohl kaum als die Ursache der Zuckerplethora bezeichnen.

Als großes Mittel wurde in der Deutschen Tageszeitung empfohlen: Verzehrsteuer und Prämien für Zucker aufzuheben, um dem inländischen Markt eine größere Kaufkraft zu schaffen, und sich von der immer schwieriger werdenden Konkurrenz auf dem Weltmarkt zurückzuziehen. Dieser Weg ist aber bisher nicht eingeschlagen worden. Das Zuckerkartell hat vielmehr willkürlich die Preise diktiert und bei dem Versuch, den deutschen Konsumenten zu schröpfen, all die Mittel benutzt, an die uns die moderne Kartellpolitik gewöhnt hat. In einem vom siebenundzwanzigsten Oktober 1900 datirten Schreiben des Kartells heißt es: „In der heutigen Beirathssitzung wurde beschlossen, von den Kartellfirmen einen Revers des Inhaltes einzufordern, daß sie sich verpflichten, künftig mit Personen, die Geschäfte in unkartellirtem Zucker abschließen oder vermitteln oder in anderer Weise den Bestrebungen des Kartells entgegenarbeiten, Geschäfte in Zucker oder Melasse nicht mehr zu machen. Die Kartellfirmen sollen aufgefordert werden, von diesem Beschluß ihrem Kundenkreis ungesäumt Mittheilung zu machen.“ Diese skrupellose Politik erregte namentlich den Zorn der Unternehmer, die zur Herstellung ihrer Fabrikate Zucker brauchen. Dem Verbandstag deutscher Schokoladenfabrikanten wurden am zwanzigsten April 1901 Abwehrmaßnahmen gegen das Zuckerkartell vorgeschlagen; man dachte sogar an die Gründung eigener Zuckersfabriken.

Dieser Bewegung hatten sich in letzter Zeit auch die Händler der Kolonialwaarenbranche angeschlossen; noch vor ein paar Wochen haben allein aus Sachsen, Brandenburg, Hannover und Ostpreußen 821 Kolonialwaarenhändler sich bereit erklärt, die Gründung von Zuckerfabriken auf genossenschaftlicher Basis zu unterstützen.

Dem Glend der Prämienpolitik soll nun die brüsseler Zuckerkonferenz ein Ende machen. Alle dort vertretenen Staaten haben sich verpflichtet, direkte oder indirekte Prämien auf die Erzeugung oder die Ausfuhr von Zucker bedingungslos abzuschaffen. Ferner soll der Ueberzoll — nämlich der Zoll, der den zur Kompensation inländischer Verbrauchsabgaben nöthigen Betrag übersteigt — auf höchstens sechs Francs ermäßigt werden. Die Bestimmungen des Vertrages sollen am ersten September 1903 in Kraft treten. Dadurch würden die deutschen Verhältnisse etwas gebessert; die hohe Verbrauchsabgabe bleibt aber einer großen Ausbreitung des Zuckerkonsums hinderlich. Immerhin ist, als die Beschlüsse der Konferenz bekannt wurden, der Zuckerpreis an den belgischen und französischen Börsen beträchtlich gesunken. Die kartellirten Zuckerfabriken sind natürlich wüthend und in ihrem Organ, der „Deutschen Zuckerindustrie“, las man: „Werden diese Beschlüsse Gesetz, so ist der deutschen Zuckerindustrie und hauptsächlich den Rüben bauenden Landwirthen ein Schlag versetzt, von dem sie sich in vielen Jahren nicht erholen werden.“ Auf den selben Standpunkt hat sich die landwirthschaftliche Centralgesellschaft in Böhmen gestellt; Prinz Friedrich Schwarzenberg nannte die brüsseler Beschlüsse „eine geradezu katastrophale Erscheinung.“ Die böhmischen Landwirthe fordern ein Uebergangsstadium und, als Entschädigung, eine Herabsetzung der Steuerleistung der landwirthschaftlichen Bevölkerung.“

Das Organ des deutschen Zuckerkartells hat aber in seiner Wuth auch behauptet, unsere Regierung sei in Brüssel nur scheinbar auf die Vorschläge Frankreichs und Englands eingegangen. Die Ratifizirung der Beschlüsse hänge ja vom Reichstag ab und es werde der Regierung ganz angenehm sein, wenn ein ablehnendes Votum sie von einer lästigen Verpflichtung befreie. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wurde diese Insinuation schroff abgewehrt und gesagt, es sei taktlos, in einem deutschen Blatt die eigene Regierung vor dem Vorwurf nicht; Graf Bälou hat in der inneren Politik den Ruhm rückhaltloser Aufrichtigkeit jedenfalls noch nicht erworben. Auch ist einstweilen nicht abzusehen, wie die Regierung die brüsseler Beschlüsse im Reichstag durchsetzen will; oder rechnet sie mit der Möglichkeit, die nächsten Wahlen könnten ihr eine antilagerische Mehrheit bringen? Uebrigens wird auch die Zuckerpolitik anderer Regierungen in den Parlamenten auf Schwierigkeiten stoßen. Doch darf man nicht vergessen, daß selbst viele Zuckerindustrielle — erst neulich wieder im berliner Kaiserhof — ihre Stimme gegen das unsinnige Prämien-system erhoben haben. Fallen die Ausfuhrprämien wirklich, dann ist es möglich, ohne Schädigung der Reichsfinanzen die inländische Verbrauchsabgabe um den Betrag herabzusetzen, der bisher nöthig war, um die Prämien zu bezahlen. Jedenfalls wird es interessant sein, zu sehen, ob die vernünftigen brüsseler Beschlüsse nicht nur auf dem Papier stehen bleiben und ob in Belgiens Hauptstadt die Diplomatie greifbarere Resultate erreichen wird als im Haag auf der Friedenskonferenz. Plutus.

Großherzog und Genosse.

„In seiner leutsüßigen Weise nahm der Großherzog mitten unter den Sozialdemokraten Platz. Der Abend verlief in jeder Hinsicht zu allgemeiner Befriedigung.“

Großherzog: Guten Abend, Herr Abgeordneter. Gestatten Sie, daß ich mich ein Bißchen zu Ihnen setze? Man sieht sich so selten . . .

Genosse: Bitte. Der Stuhl ist frei.

Großherzog: Danke. Und die Unterhaltung mit mir kompromittiert Sie hoffentlich nicht vor der Fraktion und den Wählern?

Genosse: Ich bewahre. Ich habe ja schon im Reichstag gesagt, daß ich kein Pögel bin und einer höflichen Frage nie die Antwort schuldig bleibe. Sie haben Ihren Beruf, ich meinen. Und wir schätzen jeden gelehrten Arbeiter.

Großherzog: Sehr liebenswürdig . . . Sie treiben Ihr Metier, wenn ich so sagen darf, wohl viel länger als ich, haben also mehr Erfahrung.

Genosse: Eigentlich doch nicht. Ich habe Maschinenbauer und Schlosser gelernt, trat dann in die Bewegung und wurde in Offenbach Redakteur. Mein Blatt wurde unter dem . . . Sozialistengesetz verboten. Ich machte einen Kolonialwaarenladen auf und bin erst seit 90 Zuhaber einer Buchdruckerei.

Großherzog: Höchst interessantes Lebensschicksal. Und nun vertreten Sie hier und in Berlin mein treues Volk. Ja . . . Aber diese „Bewegung“, von der Sie sprachen, hat, wenn ich nicht falsch unterrichtet bin, doch den Zweck, Unserem die Möglichkeit der Berufsausübung zu nehmen?

Genosse: Ach nein. Wir haben von Marx gelernt, daß die Gewalt der persönlichen Initiative in der Weltgeschichte nie weit gereicht hat.

Großherzog: Ganz Ihrer Meinung. Dieser Herr Marx ist offenbar ein anschlagiger Kopf. Namentlich in unserer Position. Alles wird ja in Berlin . . .

Genosse: Natürlich. Und überhaupt: wir schätzen das Individuum nicht so furchtbar hoch. Der ganze ideologische Ueberbau könnte zusammenfallen und die ökonomischen Verhältnisse, auf die es allein ankommt, blieben trotzdem unverändert. Ob Sie Kaiser oder Großherzog, Präsident oder Kommerzrath heißen: uns ist schließlich gleich. Für uns sind Sie eben der Schirmherr der organisierten Ausbeuter. Sie können nicht anders. Die Kapitalistenklasse verlangt es von Ihnen.

Großherzog: Um . . . Cigarette gefällig?

Genosse: Danke; bin noch versehen.

Großherzog: Ich freue mich, so ungemein verständige Ansichten von Ihnen zu hören. Mein Schwager, der Bar, hat mir schon oft erzählt, die Klauerstunden mit Ihrem Parteigenossen Milleraud hätten ihm viel Vergnügen gemacht. Sie wissen ja: Niki ist ohne Vorurtheil. Neuerdings aber höre ich von meinen Rätthen, in Frankreich, Spanien, Italien sei die gemäßigte Richtung zurückgedrängt und eine — wie soll ich sagen? — ja . . . revolutionäre Agitation . . .

Genosse: Das stimmt. Damit aber haben wir nichts zu thun. In den romanischen Ländern sind eben die Marxisten noch nicht zur Herrschaft über die Massen gelangt. Auch in Spanien nicht. Genosse Iglesias und seine Leute können nichts machen. Eine Sekte, die eigentlich nur in Bilbao Anhang hat. Die Drahtzieher

sind Anarchisten, unsere Todfeinde. Die wollen offenen Kampf gegen Thron und Altar, gegen Monarchie, Bourgeoispräsidium und Kirche und glauben noch an das Allheilmittel des Generalstreiks. Alle Kamellen. Mit denen ist schon Bakunin hantieren gegangen. Von Dem stammt die Sache. In Spanien sind fast alle Gewerkschaften bakunistisch. Und seit das Sprichwort von der anarchis sans adjectif ausgegeben ist, haben die bürgerlichen Republikaner sich zu einem Bündniß mit den Anarchisten bereit erklärt. Ueberall, wo Bakunin gehaust hat, geht seine Saat jetzt auf.

Großherzog: Merkwürdig. Man erfährt doch nie Eraftes. Mir wurde vorgetragen, die Propaganda gehe von Ihren Parteigenossen aus.

Genosse: Selbstverständlich. Sonst wären wir ja nicht die berühmten vaterlandlosen Gesellen, unwerth, den deutschen Namen zu tragen. Und so weiter. Glauben Sie und Ihre Kollegen denn wirklich noch immer, daß Sie je die Wahrheit zu hören kriegen? Nein. Die gekrönten Häupter mögen sich beruhigen. Mit den Rückständigkeiten, die bei den Romanen noch in der Mode sind, hat Marx längst aufgeräumt.

Großherzog: Das ist ja sehr schön. Und dieser Herr Marx hatte also ein besseres Rezept? Was empfahl er Ihnen denn?

Genosse: Die Entwicklung abzuwarten.

Großherzog: Aha. Und die sah er ganz genau voraus?

Genosse: Bis aufs Splintkörnchen. Der Mittelstand verschwindet. Der größere frißt den kleineren Kapitalisten auf. Die Idee des Kapitalismus widerlegt sich selbst. Wenn die erdrückende Mehrheit des Volkes von ihren Arbeitsmitteln getrennt und expropriert ist, hat der Umsturz der Gesellschaftsordnung keine Schwierigkeit mehr. Die paar Expropriateure, die dann noch übrig sind, werden eben auch expropriert und die Stunde des Proletariates schlägt. Bakunin wollte die Kultur vernichten, Marx sie erhalten und erhöhen. Es wäre Unsinn, in den ökonomischen Prozeß einzugreifen. Das kann kein Mensch. Die Entwicklung arbeitet für uns.

Großherzog: Ja. . . Und diese Entwicklung wird nach menschlicher Voraussicht noch eine Weile brauchen, bis sie ans Endziel gelangt?

Genosse: Danach fragen wir nicht mehr. Wir haben eingesehen, daß solche Frage unwissenschaftlich ist. Uebrigens ist uns das Endziel nichts, die Bewegung Alles.

Großherzog: Wie denn? Eine Bewegung hat doch nur einen Zweck, wenn sie ein bestimmtes Ziel zu erreichen hofft. Was die Franzosen piétiner sur place nennen, ist auch eine Bewegung, kann Ihnen aber keinen Nutzen bringen.

Genosse: Herr Großherzog, Sie sollten in unsere Versammlungen kommen. Bei Bier und Tabak — danke; jetzt nehme ich gern eine — läßt sich Das nicht so leicht auseinandersehen. Daß wir aber vorwärts kommen, müßten doch Sie gerade einsehen. Hatten Sie früher Sozialdemokraten in Ihrer Ständekammer? Und wenn Alles glatt geht, kriegen wir im Reichstag siebenzig Mandate.

Großherzog: Sehr möglich. Und dann?

Genosse: Dann? . . . Dann sind wir doch ein Stück weiter.

Großherzog: Sicher. Nur . . . Viel wird auch dann nicht verändert sein, denke ich mir. Die Mehrheit bekommen Sie nicht. Denn da Sie gegen das Kapital sind, müssen Sie alle Leute, die noch irgend welches Kapital besitzen oder bald zu erwerben hoffen, gegen sich haben. Und mir sieht es nicht so aus, als sollte es nächstens nur noch Milliardäre und Proletarier geben.

Genosse: Nächstens gewiß nicht. Wer denkt daran? Unsere Leute brauchen

ja auch Zeit, um sich für die Leitung der Produktion vorzubereiten. Inzwischen organisiren wir uns immer besser, schulen die Massen politisch und begnügen uns einstweilen, mit unserer wachsenden Macht der geängstigten Regierung und Bourgeoisie kleinere oder größere Konzessionen abzutrotzen.

Großherzog: Reistens wohl kleinere; solche, die jeder Vernünftige gern bewilligt und die Ihnen die „Entwicklung“ — ich gebrauche Ihr Wort — auch ohne Ihr Zutun gebracht hätte. Die Frage ist nur, ob die Massen damit zufrieden sein werden. Verzeihen Sie: ich verstehe von diesen Dingen ja leider blutwenig. Da wir aber mal gemüthlich bei einander sitzen . . . Ich meine, der Moment muß kommen, wo die Massen fragen, ob dem Aufwand der Ertrag, den schweren Opfern die Summe des Erreichten entspricht. In England weiß ich ein Bißchen Bescheid. Da ist doch, ohne politische Organisation, für die Arbeiter viel mehr erreicht worden als bei uns; in manchen Kommunen herrschen sie, haben entscheidenden Einfluß auf die Verkehrs- politik und Hoffnung, eines Tages alle Schantwirthschaften an sich zu reißen. Daran ist hier noch nicht zu denken. Die Entwicklung wird es ja bringen; sicher. Aber mir scheint eben, dazu bedürfte es nicht einer Kräfteanstrengung, wie Ihre Politik sie seit Jahrzehnten von der Masse verlangt. Sie haben den Leuten doch mehr versprochen als etwas höheren Lohn, etwas kürzere Arbeitszeit und bessere Behandlung.

Genoße: Was wir versprochen haben, wird zur rechten Zeit erfüllt werden. Auch die Wahlen der kapitalistischen Gesellschaft mahlen langsam. In England wäre man längst weiter, wenn die Webbs und Bernhard Shaw nicht das große Wort führten. Unsere Leute sind geduldig und wissen, daß von heute auf morgen nichts zu erreichen ist. Politische Leidenschaft plagt sie nicht. Sie warten ruhig die Entwicklung ab und geben sich zur Zielscheibe für kleinkalibrige Gewehre nicht her. Das könnte den großen Herren freilich passen, uns aber nicht nützen. Hand aufs Herz, Hoheit: würden Sie sich etwa durch eine Revolte einschüchtern lassen?

Großherzog: Ich? Natürlich nicht . . . Das heißt . . . Unter keinen Umständen. Immerhin . . . Sie sprechen von der geängstigten Bourgeoisie, der man Konzessionen abtrotzen könne. Ja: wie die Angst noch sehr lange vorhalten? Wenn Sie in so ungemein verständiger Weise erklären, daß Sie sich einzig und allein auf „die Verhütung von Verbrechen und Streit mit dem Raum mit dem Wesentlichen“ beschränken, ein gewaltthätiger Eingriff in die Rechtsordnung sei heutzutage noch möglich? Der Bakunin scheint ja ein übler Herr gewesen zu sein. Aber — wir reden ja rein theoretisch, nicht wahr? — die Menschen hat er wohl ganz gut gekannt; namentlich die reichen und mächtigen. Vielleicht besser als der jüdische Herr, auf den Sie so große Stücke halten. Sehen Sie: alle Politik besteht doch aus Machtfragen. Und wer, statt seine Macht zu gebrauchen, sich blind auf eine wirtschaftliche Vorsehung verläßt, Der . . .

Genoße: . . . steht auf dem Boden der Wissenschaft und giebt sich mit romantischer Ideologie nicht ab. Sie, Herr Großherzog, tragen — verzeihen Sie das Wort — noch die Eierschalen der bürgerlichen Gesellschaft mit sich herum. Sie sind im Grunde genommen, der radikalste Zusammenbruchpolitiker.

Großherzog: Theoretisch, bitte! Aber es war mir ein Vergnügen . . .

Genoße: Ganz auf meiner Seite. Wenn wir uns heute auch noch nicht verständigen konnten. Mit reaktionären Bakunisten kann ich nicht partiren. Doch will ich den schwarzen Fischen bitten, Ihnen die wichtigsten Parteischriften zu schicken. Dann werden wir einander im nächsten Jahr schon um eine Strecke näher sein.